Durch

Einsicht zur Geduld.

Ein Beitrag zur Philosophie des Lebens

von

Max Carl von Krempelhuber.

München.
Druck und Verlag von Georg Franz.
1863.

Kreinzelhuber

Durch

Einsicht zur Geduld.

Ein Beitrag zur Philosophie des Lebens

von

Max Carl von Krempelhuber.

München.
Druck und Verlag von Georg Franz.
1863.

Felix qui potuit rerum cognoscere causas.

Virgil.

Widmung

Inhalt.

Vorwort.

Eine langjährige Beschäftigung mit jener Gattung literarischer Erscheinungen, welche eine gesunde, kräftige, auf Vernunft und höhere Erkenntniß gegründete Lebensphilosophie zum Inhalte haben, erweckte in mir vor Jahren den Gedanken, die Reflexionen der mir aus solcher Lektüre gewordenen Belehrungen in einen Cyklus kurzer selbstständiger Aufsätze über die wichtigsten und hervorragendsten Interessen des menschlichen Geistes niederzulegen, und mit den schönsten und inhaltsschwersten Sentenzen und Stellen aus solchen Werken, gleichsam zur Bekräftigung des Vortrages, auszuschmücken.

Diese Aufsätze sind meinen verehrten Lesern in dem von ihnen mit großer Freundlichkeit

aufgenommenen Buche: „Für stille Stunden“ bekannt.

Aus dem Gedanken, der diesem Werke zu Grunde lag, hat sich nun die Frage entsponnen, ob sich nicht, namentlich im Hinblick auf die Fülle der in den ewig herrlichen Schriften des Alterthums vorhandenen und für alle Menschen und Zeiten geltenden Belehrungen, der Versuch machen ließe, aus denselben eine Art System einer praktischen Lebensphilosophie, oder wenigstens, in vorzugsweiser Berücksichtigung jener Ansichten, Beiträge zu der Kunst zu gewinnen, sich die Verhältnisse des Lebens ohne die gewöhnlichen Mittel des Besitzes und ohne den Genuß der gewöhnlichen Privilegien, annehmbar, in den meisten Fällen wenigstens erträglich zu machen? —

Die Anweisungen hiefür, welche sich zunächst auf jene stoische Lebensanschauungen gründen,

wie sie z. B. der philosophische Kaiser Marc Aurel in seinen berühmten Meditationen (das Buch, von welchem Feuchtersleben in seiner Diätetik der Seele sagt, daß es die Natur und die Wahrheit selber geschrieben habe), ferner Seneka in seinen bekannten Abhandlungen und vor Allem in seinen das ganze System stoischer Moralphilosophie enthaltenden Briefen, endlich der römische Philosoph Epictet in seinem berühmten Enchiridion (Handbuche der Moral) und Andere niedergelegt haben, mögen nun allerdings durch ihre Anforderungen dem Gefühlsleben des Menschen nicht unbedeutende Zumuthungen machen; allein wenn überhaupt der Versuch gemacht werden will, gegen die Widerwärtigkeiten des Menschenlebens mit den Waffen einer gesunden, rein objektiven Vernunft-Anschauung anzukämpfen, so darf man (wie in jedem Kampfe) die Verwundungen nicht scheuen, besonders wenn man bedenkt, daß in dem prin-

zipienlosen Kampfe der Leidenschaften mit den Schickungen, mit der beharrlich feststehenden Eigenschaft der Dinge, in dem lediglich Anders-gestalten-wollen dessen, was verletzend vor unser Empfindungsvermögen tritt, diese Wunden noch tiefer, noch weit schmerzlicher sind, als jemals jene seyn können, welche die auf Vernunftgründe gestützte Resignation schlägt; denn auf diese läuft zuletzt dennoch — trotz allen versuchten Widerstandes — die Erkenntniß von den Einrichtungen des Menschen-Daseins hinaus, und weise ist, sich mit Anstand in jene Bedingungen zu fügen, deren Abänderung oder gänzliche Umgestaltung eine entschiedene Unmöglichkeit ist.

Diese **Einsicht** wird den denkenden Menschen, der nicht, wie andere nur allein sinnliche Naturen, in dem materiellen Wohl und Weh' des Lebens den erschöpfenden Zweck und Inhalt seines kurzen Erdendaseins erkennt und darum demselben allein Werth beimißt, **zur Geduld**

zu jener höheren edleren Gattung von Ergebung führen, welche in einer universellen Anschauung und philosophischen Auffassung und Würdigung der Dinge gründet und in der ruhelosen Flucht den Erscheinungen und den Kämpfen des Menschenlebens die würdevolle Ruhe und Haltung verleiht, die wir an den ächten Philosophen aller Zeiten, zumeist aber an den geistigen Heroen des Alterthums bewundern.

Wenn auch ein oder der andere Leser auf den Grund irgend einer anders lautenden individuellen Ueberzeugung mit den in den nachfolgenden Blättern niedergelegten Anschauungen nicht übereinstimmt, so möge man wenigstens der humanen Absicht freundliche Anerkennung nicht versagen, welche in dem Bestreben liegt, vielleicht mancher gedrückten und nur durch ihre Vorstellung gepeinigten Seele Trost und Beruhigung durch eine mögliche Aenderung ihrer Anschauungen zu verschaffen, viel-

leicht irrige Begriffe oder Vorurtheile durch eine anders lautende Auffassung näher zu beleuchten, und so mild und versöhnend auf die Aufregung so manchen Menschenherzens einzuwirken, das, dem augenblicklichen Sturme der Gefühle preisgegeben, sich vergebens nach einem rettenden Anhaltspunkte umsieht, den der Mensch niemals anderswo findet, als in den beiden Hauptstützen unseres Erdendaseins, in Religion und Philosophie. —

Möge die freundliche Absicht, welche dieser kleinen philosophischen Trostspende zu Grunde lag, ein freundlicher Erfolg belohnen! —

München, am 14. März 1862.

Der Verfasser.

I.

Anfechtungen des Erdenlebens — Gebrauch der Vernunft dagegen.

Gleichwie das alles belebende Licht am Himmelszelte oft von aufsteigenden Nebeln verhüllt wird und jene trübe Witterung eintritt, bei der weder das Auge noch das Herz froh werden kann, so steigen auch am Himmel unserer Lebenstage noch öfter jene düsteren Umhüllungen empor, die wir als ein Erlebniß unangenehmer Art, eine widrige Sendung des Schicksals — als eine schmerzliche Prüfung unserer Standhaftigkeit zu beklagen haben.

Wer hätte etwas Aehnliches nicht schon im Laufe seiner Lebenstage empfunden, nicht schon jene beunruhigende Stimmung gehabt, welche trübe Erfahrungen, getäuschte Hoffnungen, un-

erquickliche Erweiterung seiner Menschenkenntniß oder sonst ein die Tiefen des Gemüthes erschütterndes Erlebniß in seiner Seele erzeugte?!

Mit trüben Augen blickt der Mensch in solchen Stunden zum Himmel, Trost und Stärke in seinem gläubigen Vertrauen zu Gott, dem Lenker aller menschlichen Schicksale — in seinen religiösen Ueberzeugungen suchend.

Es ist für viele Tausende von Menschen das einzige und wirksamste Mittel, sich in jener ausharrenden Kraft und Geduld zu behaupten, die eine Bedingung des Erdendaseyns und seiner oft so drückenden Auflagen zu seyn scheint, und ohne welche der Mensch unter der Last seiner schmerzlichen Empfindungen erliegen müßte.

Die tröstende Ermuthigung, welche ohne Zweifel aus diesem religiösen Gottvertrauen quillt, macht aber keineswegs die weiteren Trostgründe entbehrlich, welche dem denkenden Menschen aus dem Gebrauche seiner Vernunft, jenes lichten Gottesfunkens, den die Allmacht selber in unsere Brust gelegt, erwachsen, ja

diese selbst ist die Trägerin — oder sollte es wenigstens seyn — unseres Glaubens, unserer religiösen Ueberzeugung.

Sich nun dieses Gottesfunkens — seiner Vernunft in allen Lagen und Vorkommnissen des wechselvollen Lebens neben den Trostgründen des Religionsglaubens zur kräftigsten Abwehr aller Anfechtungen im ausgedehntesten Maaße zu bedienen, ist eine der Hauptaufgaben jedes denkenden Menschen, und das sicherste Mittel, die innere Ruhe und Zufriedenheit der Seele zu gewinnen oder sich zu bewahren, ohne welche kein Genuß eines Glückes denkbar ist.

Die Vernunft behält am Ende immer Recht. Sie ist, wie sie Jacoby treffend nennt, das Salz der Erde.

Nicht umsonst hat der große Denker Imanuel Kant den Menschen sein bekanntes **sapere aude** zugerufen: Erkühne dich, weise zu seyn.

Warum auch soll sich der Mensch von seiner Vernunft, der edelsten, höchsten Gabe, die ihm

der Schöpfer verliehen, Gebrauch zu machen fürchten, da ihm doch allein dadurch die Gründe für die Erscheinungen, die ihm entgegentreten, bewußt werden, allein durch sie die Ursachen der Dinge (freilich nur bis zu einer gewissen Gränze) erklärt werden, die selbst dem gewöhnlichsten Menschen innerhalb den Gränzen seines Fassungsvermögens interessant erscheinen.

Es ist aber hier nicht von jenen Objekten des Denkens die Rede, die allein den wissenschaftlichen Gebieten und den Forschungen spekulativer Philosophie angehören, sondern lediglich von der Erkenntniß jener Bedingungen, welche erforderlich sind, um den im gewöhnlichen Leben dem Menschen nahetretenden beunruhigenden Vorkommnissen mit den Waffen analysirender Vernunft zu begegnen, sie auf ihren eigentlichen Werth zurückzuführen und darnach zu beurtheilen, und damit ihrer, die Empfindung so oft schmerzlich berührenden Wirkung jene geistige Präpotenz entgegensetzen zu können, welche den höher Gebildeten als Ausbeute seiner Studien durch's Leben begleitet.

Die Nothwendigkeit solcher Erkenntniß, und ihre Wirkung auf das Geistes- und Seelenleben des Menschen ist in den gebildeten Kreisen längst anerkannt, ja man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß eine gewisse Gattung derartiger Popular-Philosophie selbst in den untersten Schichten des Volkes mit mehr oder minderem Zusammenhang der Ideen lebt, wie so manche Aeußerungen kerniger Urtheile sogenannten „Hausmanns-Verstandes" bei verschiedenen Anlässen aus dem Munde des Volkes beweisen, der nicht selten, wie z. B. in manchen Sprichwörtern, wie man sagt — den Nagel auf den Kopf treffen.

Wenn nun die Behauptung Goethe's richtig ist, daß alles Gescheidte schon einmal gedacht worden sei (man müsse nur versuchen, es noch einmal zu denken), so wendet der Gebildete, so oft von einer solchen, durch die Vernunft bedingten höheren geläuterten Lebensanschauung die Rede ist, seine Blicke fast unwillkürlich den weisen, herrlichen Männern des klassischen Alter-

thums zu. Noch immer laben sich Geist und Herz der Neuern an den unvergänglichen Werken griechischer Philosophie, Poesie und Geschichte, an den kernigen, inhaltsschweren Aussprüchen und Sentenzen der „Alten", diesen ewig mustergiltigen Lehrern alles Schönen und Trefflichen, und ihre Worte glänzen als klassische Citate, als schönste Zierde an der Stirne wissenschaftlicher Abhandlungen, als Zeichen der Achtung ihrer Autorität.

Wir wollen nun in den nachfolgenden Blättern versuchen, in wie ferne für die am öftesten vorkommenden Fälle des Menschenlebens sich im theilweisen Hinblicke auf jene unvergänglichen Lehren eine rein objektive Vernunftanschauung den Beurtheilungen unseres Gefühlslebens gegenüberstellen lasse, und davon Beruhigung und Stärkung für das gedrückte Gemüth zu gewinnen sei.

II.

Philosophische Anschauung und Würdigung der Dinge.

Im Allgemeinen müssen wir vor allem der philosophischen Anschauung und Würdigung des Lebens überhaupt das Wort reden, weil allein diese den eigentlichen wahren Werth desselben kennen lehrt, diese allein über die Vergänglichkeit und Nichtigkeit alles Irdischen zu erheben vermag, sie allein den Ernst und die Härte irdischer Lebensbedingungen zu versöhnen weiß.

Wenn sie dabei freilich so manche Illusion zerstört, so viele hohe Schätzungen von Menschen und Dingen auf ein sehr bescheidenes Maaß reduzirt, wenn sie uns auf überzeugende Weise lehrt, wie rasch die Tage unserer Pilgerfahrt und wir selbst vorübergehen, wie alles dem ewigen Wechsel und der Vergänglichkeit unterworfen ist, wie schnell in den reiferen Tagen der Erfahrung der rosige Schimmer er=

bleicht, welcher in den früheren der Jugend und Unerfahrenheit auf den Gegenständen unserer oft thörichten Begierden lag, wie wenige für die späteren Jahre noch anhaltende, in gleicher Stärke dauernde, wahrhaft angenehme Empfindungen (außer etwa die Erinnerung an edle Handlungen) das Leben in seinen Genüssen zu bieten vermag, so trägt an dieser für so Manchen unangenehmen Ueberzeugung nicht sie, sondern die Wesenheit der Dinge Schuld, deren innerer Kern nun einmal kein anderer ist, und den eine philosophische Anschauung und Würdigung unerbittlich blos legt. Sie zeigt dem denkenden Menschen die Dinge, wie sie sind, nicht wie sie dem gewöhnlichen erscheinen.

Dieses Eindringen in die Wesenheit der Dinge ist es nun auch, was sich als eine Bedingung besserer Erkenntniß aufdringt, denn nur durch diese kann sich unser Urtheil über die Dinge und mit ihm unsere so unangenehmen Empfindungen daraus in wenigstens erträgliche umgestalten.

So z. B. finden Tausende von Menschen den Gedanken an ihr doch so unvermeidliches Lebensende unerträglich und scheuen sich davon zu sprechen, ja nur davon zu denken, deren thörichte Todesfurcht sich sicher verringern würde, wenn sie den Gegenstand ihrer Klage schärfer in's Auge fassen, den Werth des Lebens und seine Bedingungen genauer prüfen würden. Sie müßten bei näherer Untersuchung des Menschen-Charakters, des ewigen Kreislaufes von Wünschen und Begierden, Furcht und Hoffnung, jener unerquicklichen Treibjagd nach Besitz und Genuß, und dem entschiedenen Uebergewicht peinigender Empfindungen, das für die Mehrzahl in den getäuschten Erwartungen ihres „Glückes" und der schnellen Vergänglichkeit desselben liegt, endlich doch die Ueberzeugung gewinnen, daß eine optimistische Anschauung des Menschendaseyns und seiner Verhältnisse, aus welcher sich allein ihre Anhänglichkeit an das Daseyn erklären ließe, hieraus nicht hervorgehen kann.

So ist es mit Allem.

Je mehr wir uns von den Gegenständen unseres Nachdenkens einen klaren, bestimmten Begriff zu machen suchen, je mehr wir den Inhalt der Dinge von dem sie entstellenden Scheine herauszuschälen gewohnt sind, je schärfer wir die Beziehungen der Dinge unter sich und ihre Wirkung auf das Empfindungsvermögen verfolgen, desto heller und greifbarer tritt der Kern der Erscheinungen, die innere Wesenheit der Dinge vor unsere Seele, desto bestimmter und richtiger wird unser Urtheil, oft sehr zum Nachtheile des früheren angeblichen Werthes derselben.

Diese philosophische Würdigung der Dinge ist eine Hauptbedingung geistiger Gesundheit. Sie allein erstarkt die Gesinnung und verschafft dem Menschen jene Ruhe und würdige Haltung in den Stürmen des Lebens, die den Denker charakterisiren, wenn der Schwächling in lärmender Verzweiflung die Hände ringt.

III.

Die zusammenhängende Kette von Ursachen und Wirkungen.

Es drängt sich nun zunächst die Frage auf, auf welchem kürzesten Wege zu dieser überschaulichen Höhe zu gelangen sei, auf welcher einer schärferen Beobachtung die Dinge in ihrem Zusammenhange und ihren Beziehungen — in ihrem eigentlichen objektiven Werthe erscheinen.

Wenn man sich der Aufgabe jeder induktiv philosophischen Untersuchung überhaupt erinnert, nämlich von dem Bedingten und Gegebenen die zunächst liegenden, um aus diesen nach und nach die obersten unbedingten Ursachen zu finden, so ist schon hierin der Weg angedeutet, der zu dieser Erkenntniß führt.

Es wird Niemand widersprechen können, daß alle äußeren Erscheinungen in einem früheren Umstande ihre zureichenden Gründe haben, daß jedes, das geringste wie das wichtigste Ereigniß, das heute, eben jetzt, eingetreten ist, in

dem vorhergehenden Augenblicke, in dem Gestern, in einer früheren Zeit seine veranlassenden Ursachen habe.

Verfolgt man nun die zunächst liegenden jüngsten Ursachen einer Erscheinung in ihrem Zusammenhange mit einem dieser vorhergehenden Umstande, so wird sich die eben erkannte jüngere Ursache als eine Wirkung einer noch früheren Ursache erweisen, und, diese Untersuchung fortgesetzt, nach und nach zum Ueberblicke einer ganzen Reihenfolge von zusammenhängenden Ursachen führen.

Es ist nicht schwer, das zu erkennen.

Man verfolge z. B. seine eigene Lebensgeschichte in einer von der Gegenwart beginnenden Rückschau; man wird immer finden, daß, wenn dieser oder jener Umstand nicht eingetreten, irgend ein Ereigniß nicht geschehen, das offenbar entweder fördernd oder hindernd in unser Leben, in die Erfüllung unserer Wünsche eingriff, daß, wenn dieses oder jenes Wort nicht, oder ein anderes zur rechten Zeit

gesprochen worden, wenn irgend ein Mensch nicht in das Haus gekommen und ein anderer nicht daraus geschieden wäre u. s. w., und man diesen Rückblick so weit die Erinnerung reicht, bis in die Jugendzeit verfolgt, — der ganze Verlauf der Lebensgeschichte ein ganz anderer geworden wäre, im Allgemeinen, man wird sich überzeugen, daß die Geschichte des einen Tages, gleichviel ob sie nun wichtig oder geringfügig war, immer unter dem Einflusse des vorhergehenden stand.

Hieraus ergibt sich nun aber auch die folgerichtige Erkenntniß, daß dieser Einfluß vorhergehender Thatsachen ein unabweisbarer, die Wirkung nothwendigerweise sich nach den veranlassenden Ursachen richten mußte.

Diese Erkenntniß ist der erste wichtige Schritt zu dem oben benannten Ziele.

Es handelt sich nun in weiterem Verfolge derselben darum, in der eigenen, wie in der fremden Lebensgeschichte, in jener einer Familie, eines Volkes, eines ganzen Staates 2c. inner-

halb kleiner sowohl als großer Zeiträume überall die aufeinander folgenden Begebenheiten und die hiezu gehörenden Veranlassungen als eine lange Reihe von Ursachen und Wirkungen, als eine zusammenhängende Kette, durch unmittelbar vorhergehende Ursachen **nothwendig** bedingter Wirkungen zu erkennen.

Ist nunmehr die Ueberzeugung gewonnen, daß alle unsere Erlebnisse untereinander in Verbindung stehen, daß das Folgende immer dem Vorhergehenden entspricht, daß die letzte (jüngste) Gestaltung der Dinge und Verhältnisse sich nothwendig so gestalten mußte, weil die vorausgehenden Ursachen keine andere Wirkung zuließen, so ist damit ein großer Gewinn für unsere Anschauung erworben, weil wir dann einsehen müssen, wie thöricht es sei, dasjenige immer nur nach unseren Wünschen umgestalten zu wollen, was doch nothwendiges und unfehlbares Resultat vorhergehender, nun so und nicht anders wirkender Ursachen war.

Sind wir einmal von dem „Muß" überzeugt, „so liegt darin immer ein ganzer Schatz von Beruhigungsgründen."

Diese unter sich zusammenhängende Aufeinanderfolge der Dinge und Erscheinungen, diese ununterbrochene Kette von Ursachen und Wirkungen tritt uns auch in der Natur, und zwar als feststehendes Gesetz entgegen.

Die Wissenschaft hat durch unzählige Untersuchungen bewiesen, daß im ganzen Haushalte der Natur durchaus Ordnung und Gesetzmäßigkeit herrsche, daß es keine Erscheinung geben könne, der nicht eine bestimmte und bestimmt wirkende Ursache zu Grunde läge, daß, bei gegebenen gleichen Verhältnissen, dieselbe immer die nämliche Wirkung zeigt, daß somit alles, was ist, nothwendig so entstehen mußte, wie es ist, weil die vorhanden gewesene Ursache keine andere Wirkung zuließ, und daß die gegenwärtige Beschaffenheit der Dinge und Verhältnisse nothwendig auf die folgende einwirken muß.

Erinnern wir uns der unwandelbaren stöchiometrischen Affinitäts- und Mischungsgesetze in der Chemie in allen drei Aggregationszuständen, der übrigen physikalischen Gesetze, deren Kenntnisse das unermüdliche Streben menschlicher Forschung täglich erweitert — der unwiderlegbaren Resultate astronomischer Rechnungen und Untersuchungen u. s. w., wir finden überall, im Kleinsten wie im Größten, durch Ordnung und Gesetz festgestellte Ursachen und Wirkungen, vom Getreidekörnchen angefangen, das nur bei gewisser Beschaffenheit des Bodens, Art der Pflege, Behandlung der klimatischen Einflüsse, also im Ganzen nur unter bestimmten Bedingungen aufgeht und zur Frucht reicht, bis zu den erhabenen Erscheinungen am Himmelsdome, dessen Bewegungsgesetze die Astronomie glücklich entdeckt und durch ihre Berechnungen auf das Glänzendste bewiesen hat.

Wenn wir von der Richtigkeit dieser gesetzmäßigen Einrichtung in der Natur durch die Thatsachen überzeugt werden, was hält uns

nun von dem Versuche ab, auch die Erscheinungen, Schicksale und Erlebnisse des menschlichen Daseyns nach dem nämlichen Gesetze aufzufassen und nach ihrem eigentlichen Endzwecke zu beurtheilen, besonders wenn wir erwägen, daß der Mensch sammt seinen Verhältnissen und Schicksalen nicht außer der Natur stehen kann, und somit auch ihren Gesetzen unterthan seyn wird, wenn wir ferner erwägen, welche triftige Gründe der Beruhigung in unseren Lebensverhältnissen uns aus einer solchen Anschauung erwachsen können, die alles, was uns zukommt, als ein nothwendig eintretendes, vielleicht selbst bereitetes, aber nichts desto weniger gesetzliches Schicksal auffaßt, dem sich kein Sterblicher entziehen kann — ein Begriff, der noch überdieß mit einem in der christlichen Lehre alles nach ewigen Gesetzen lenkenden Gott vollkommen harmonirt.

Es wird nun zwar mit großer Bereitwilligkeit die objektive Anschauung der Wirkungen aus gegebenen Ursachen als eine Sache zuge-

standen, die sich von selber verstehe, weil alles, was ist, doch eine Ursache haben müsse, aber ganz anders reflektiren die unerbittlichen gewichtigen Consequenzen dieser objektiv allerdings bequemen Auffassung auf die Subjektivität des Menschen, auf seine Selbstbestimmbarkeit (Willensfreiheit, Wahlfähigkeit).

Wenn man aber unter der Selbstbestimmbarkeit den absolut freien Willen, d. i. die Entbundenheit von **allen** bestimmenden Motiven versteht, so drängt sich aus der Beobachtung fremder und selbst erlebter Thatsachen unwillkürlich die Frage auf, wo ist eine Handlung, ein Urtheil, eine Behauptung, hinter welcher nicht die Gründe ihrer Beschaffenheit als bestimmende Motive stehen?

Werden nicht Gesinnungen, Anschauungen und Meinungen durch Beispiel und Erziehung großgezogen, lehnt sich nicht alles, was wir wissen oder zu wissen glauben, auf die uns gewordene mündliche oder schriftliche Belehrung Anderer, es mag nun diese richtig oder falsch seyn?

Und wenn wir durch eigene Geistesthätigkeit die Summe menschlicher Erkenntnisse vermehrt haben, wie viel bleiben wir davon den geistigen oder den materiellen Bemühungen und Arbeiten des Vorgängers schuldig?

Fällt nicht der durch philosophische Untersuchungen längst hergestellte unbestreitbare dominirende Einfluß, den auch der physische Zustand des Menschen, Blut, Nerven, ererbte Krankheiten, selbst Klima*) und Nahrungsstoffe, auf sein Thun und Lassen, auf sein Denken und Erkennen äußert, abgesehen von dem oft

*) Dieses hat unter mehreren Anderen in neuerer Zeit auch der erst vor Kurzem in der Blüthe seiner Jahre und der Vollkraft seines Strebens auf einer wissenschaftlichen Reise in den Orient verstorbene Historiker Thomas Buckle in seinem berühmten, leider unvollendet gebliebenen Werke: Geschichte der Civilisation Englands (Leipzig und Heidelberg, bei C. F. Winter, 1860) im 1. Bande Kapitel II „über den Einfluß der Naturgesetze auf die Einrichtung der Gesellschaft und den Charakter der Individuen" pag. 35—126 in überzeugender Weise dargethan.

eisernen Zwang äußerer Lebensverhältnisse, schwer in die Wagschale seiner Selbständigkeit?*)

*) Wer diesen Gegenstand näher in's Auge fassen will, wird in den Werken und Abhandlungen eines lange verkannten und erst in neuerer Zeit zur Geltung und verdienten Würdigung gekommenen Philosophen Arthur Schopenhauers († 1860 zu Frankfurt), namentlich in seiner von der k. norwegischen Akademie der Wissenschaften gekrönten Abhandlung über die Freiheit des menschlichen Willens, die Ansicht eines genialen, mit durchdringendem Verstande und unerbittlicher Consequenz argumentirenden philosophischen Denkers finden, dessen klare und präzise Darstellungsweise seine Schriften auch dem gebildeten Laien genußreich macht.

Außerdem verweisen wir auf das Hauptwerk des genialen Forschers: Die Welt als Wille und Vorstellung, welches die Hauptgedanken seiner Philosophie (wohl nach Dr. Frauenstädts, Schopenhauers geistreichen Freundes, Ausspruch die bedeutendste seit Kant) enthält, ferner auf des nämlichen Philosophen: Die beiden Grundprobleme der Ethik, endlich auf dessen kleine philosophische Schriften: Parerga und Paralipomena, welche einen köstlichen Schatz der interessantesten Gedanken, Ansichten und Urtheile über Welt

Es soll nun damit keineswegs gesagt seyn, daß nach dieser Anschauung einer unabweisbar eintretenden Nothwendigkeit der Mensch seine Hände müßig in den Schooß legen dürfe, da er doch „das nothwendig Eintretende nicht verhindern könne, er möge nun so oder so handeln," daß er sich ungescheut seinen Leidenschaften und Neigungen, diese mögen so schlimm seyn, als sie wollen, überlassen könne, „da ja doch alles prädestinirt sei" — damit huldigte der Mensch der schlimmsten Art von Fatalismus, der nur lähmend und entsittlichend auf Geist und Charakter einwirken würde. Er vergäße ganz und gar seine eigentliche Aufgabe und Bestimmung, welche er, nach seiner gei-

---

und Menschen enthalten. Vide auch Frauenstädts Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie (Leipzig, Brockhaus, 1854), ein äußerst geistvolles, unterrichtendes und von allen Schriften des Philosophen Auszüge enthaltendes Werk — dann auch desselben äußerst genußreiche Schrift: Lichtstrahlen aus Schopenhauers sämmtl. Werken. (Leipzig 1862, b. Brockhaus.)

stigen und körperlichen Organisation und dem letzten Zwecke nach zu schließen, den der Weltenschöpfer doch offenbar mit ihm haben muß, nicht darin zu finden hat, sich als ein nur leidendes, unthätiges und vielleicht selbst entbehrliches Werkzeug zu betrachten, sondern sich als einen Faktor, als ein den Plan des Weltganzen durch seine Wirksamkeit förderndes Glied desselben zu fühlen und zu erkennen.

Diese Anschauung kann nicht anders als erhebend auf die Art dieser seiner Wirksamkeit und damit auf sein Selbstgefühl zurückwirken, indem er darin nur um so mehr die Aufforderung erblicken muß, seine Aufgabe und Bestimmung auf eine seiner selbst und des großen Zweckes würdige Weise nach den Weisungen des Gesetzes und seines Gewissens zu erfüllen, nicht aber

„zu stehen wie ein schlechter Vers mitten im schönsten Gedicht!“

Der Trost, welchen wir aus der Erkenntniß der Nothwendigkeit, aus der Ueberschau der

langen Kette von Ursachen und Wirkungen zu schöpfen vermögen, liegt nach unserer Anschauung nicht in einer solchen blinden Unterwerfung und thatlosen Erwartung einer bereits „prädestinirten Zukunft der Dinge", sondern in der Rückschau, in einer ruhigen Rekapitulation ihrer Vergangenheit, welche uns die Reihenfolge der Begebenheiten bis zum heutigen Tage vorführt, und damit die Nothwendigkeit der Beschaffenheit dieses Tages klar macht.

Können wir eine Erscheinung durch ihre Gründe erklären, werden wir uns auch viel leichter mit ihren Wirkungen versöhnen.

Das alles aber wird niemals den Menschen zur Entschuldigung seiner Handlungen dienen können; nach der Beschaffenheit derselben richtet sich auch die Beschaffenheit ihrer Folgen, d. i. seine von dem Einflusse der guten (des Moralgesetzes) und der schlimmen Einwirkungen (Leidenschaft und Unwissenheit) geleiteten Handlungen werden ihm immer als

die Ursachen jener Folgen (Wirkungen) erscheinen, welche später, in angenehmer oder unangenehmer Weise, an ihn herantreten.

IV.
Umgang mit Menschen und Beurtheilung ihrer Eigenschaften.

Durch die nun einmal getroffene Einrichtung offenbar in den geringfügigsten wie in den wichtigsten Dingen immer wieder an unsere eigene Gattung angewiesen, können wir uns nicht verhehlen, daß wir die andern Menschen eben so wenig entbehren können, als sie uns. Es führt der Drang der Mittheilung wie der unserer Bedürfnisse uns einander zu, wir sind also offenbar einer für den andern geschaffen, brauchen unsere gegenseitige Hilfe. Sehr bald rächt sich der große Irrthum des Menschenhassers, wenn er glaubt, in gänzlicher Zurückgezogenheit und in unnatürlicher Verachtung seiner Gattung leben zu können, durch das unendlich unglückliche Gefühl der Oede und

Verlassenheit, der traurigen Leere **in** ihm und **um** ihn — der Entbehrung der nöthigen Hilfe.

Dieses natürliche Band, das den Menschen an seine Mitmenschen fesselt, ist die Ursache seiner meisten Freuden und Leiden, mit ihnen hat er am meisten zu thun, und die Wechselwirkung gegenseitiger Eigenschaften und Interessen bilden den größten Theil seiner Lebensgeschichte.

Wir wollen also auch damit beginnen, die Einwirkung unserer Anschauungsweise in Beziehung auf den Umgang mit Menschen und den hiebei sich gewöhnlich ergebenden Differenzen näher zu beleuchten.

Man hat Bände über diesen Gegenstand geschrieben, Vorschriften und Anweisungen über das eigene und Kritiken über das fremde Verhalten im gegenseitigen Umgange aufgestellt — aber es ist kaum glaublich, daß sich irgend jemand ernstlich daran gehalten und in praktischen Fällen, dieser Lehren eingedenk, sich darnach benommen oder Andere darnach beurtheilt habe.

Es war auch darum vergebliche Schulmeisterei, weil sich der Mensch, namentlich im Augenblicke der Erregtheit, niemals nach einer gelernten Vorschrift, sondern lediglich nach der Art seiner Anschauung, der Beschaffenheit seiner Empfindung hiebei, dem Grade seiner Freiheit oder Abhängigkeit, ob er dabei viel, wenig oder nichts zu riskiren hat, im Ganzen nach dem Wesen seiner Individualität ꝛc. benimmt, und man also den Menschen gezwungen ist zu nehmen, *wie er ist*, nicht wie er *seyn soll*.

Wenn wir nach unserem Grundsatze von Ursache und Wirkung die Menschen betrachten, wie sie sind, so sehen wir uns sogleich genöthigt zu fragen: **warum sind sie so?** *was sind die Ursachen ihrer Eigenschaft?*

Und siehe da, da treten nun dem *aufmerksamen* Beobachter in gründlicher Beantwortung dieser Frage sowohl die naheliegenden als die entfernteren Ursachen als wirkende Motive entgegen:

Zuerst die allgemeine Charakter-Anlage: eine offene, freundliche, oder verschlossene und ernste — eine humane und wohlwollende, oder eine bösartige, giftige, neidische u. s. w. — dann die Temperamente mit ihren Schattirungen und durch sie bedingte lebhafte, oder lethargische Behandlung der Gegenstände, ferner die Geistesanlagen und was eine gute oder vernachläßigte Erziehung aus diesen gemacht hat, also der erworbene Bildungsgrad — weiters persönliche Verhältnisse und augenblickliche Lebenslagen mit ihrer oft unabweisbaren Wirkung des Reichthums oder der Armuth, höhere oder niedere Stellung, Einflüsse dritter Personen — endlich Wirkungen des Alters und der Kränklichkeit, Blut und Nervenzustände u. s. w. u. s. w., lauter Dinge, welche alle der Mensch sich nicht selber gab — aber er lebt offenbar unter ihren Einwirkungen!

Dieser Gesichtspunkt ist es, aus welchem einer der größten Denker des vorigen Jahr-

hunderts die Menschen und ihr Treiben betrachtete.*)

Nach seiner Ansicht ist es weise, dieselben ruhig zu betrachten, weder von ihrer Güte und ihren Tugenden entzückt zu seyn, noch auch ihre Fehler, Laster und Thorheiten geradezu zu verdammen, sondern beide als Eigenschaften der Menschennatur aufzufassen, gleich wie Wärme und Kälte Eigenschaften der Luft sind, die gewiß niemand dafür loben oder schelten, sondern einfach nur als angenehm oder unangenehm bezeichnen wird, je nachdem sie auf unsere körperliche Empfindung einwirkt.

Es mag im Umgange mit Menschen wohl kaum ein wirksameres Mittel zur Bewahrung der Seelenruhe, keinen, die dem denkenden Manne geziemende Selbstbeherrschung mehr fördernden Gedanken geben, als den: daß die Menschen stets unter dem Einflusse nothwendig

*) Spinoza, † 21. Febr. 1717.

wirkender Ursachen und nach den Gründen handeln, die als treibende Keime in ihrem Innern liegen. Darum sollten uns Schlimmgeartete weit öfter Mitleid und Bedauern, als Haß und Verachtung einflößen.

Sie sind Unglückliche.

Man zürnt doch nicht über körperliche Gebrechen unserer Nächsten, man bedauert sie höchstens, warum betrachtet man nicht eben so die sittlichen Mängel?

Und wenn man nur einmal einen solchen sittlichen Mangel als Eigenschaften eines Menschen erkannt hat, warum sich über ihre Aeußerungen wundern?

Warum wundern, wenn uns ein roher, dummer oder ungezogener, hochmüthiger oder leidenschaftlicher Mensch beleidigt oder kränkt, wenn wir diese Eigenschaften bereits an ihm kennen?

Man sollte sich eher darüber wundern, wenn ein solcher sich einmal nicht ungezogen, nicht hochmüthig oder leidenschaftlich benimmt, gleichwie man eine Katze als ein ausnahmsweise

gutes Thier lobt, wenn sie nicht, wie sonst alle Katzen, heimtückisch ihre Krallen braucht.

So ist es auch mit allen übrigen moralischen Fehlern, Mängeln und Gebrechen der Menschen, die uns so oft auf unserem Lebenswege begegnen.

Sie gründen in der Natur menschlicher Eigenschaften. Sie sind vor dem Forum der Moralität verwerflich, und, in so ferne ihre schlimmen Aeußerungen sich in Anderen feindlichen und sie gefährdenden Handlungen fühlbar machen, vor den Gesetzen strafbar, aber der philosophische Denker kann, wenn er das Warum dieser Erscheinungen untersucht, nur bedauernd sich von ihnen abwenden. Sie sind für ihn, wie sie Schopenhauer treffend bezeichnet, „die Fabrikwaare der Natur.“ *)

*) Die meisten Menschen verglich derselbe Philosoph mit den s. g. Roßkastanien (wilde Kastanien), welche ebenfalls, wie die ächten eßbaren, ganz hübsch aussähen, aber, wie man nach Entfernung der Schale auf den Kern käme, bitter und ungenießbar seien.

Aber noch ein Motiv zur ruhigeren, milderen Beurtheilung der Menschen in ihrem Umgange mit uns ist die beobachtete Thatsache, daß der Trieb nach angenehmen Empfindungen, den wir in mehreren Schattirungen, als Genuß- Ruhm- Ehrsucht, als Stolz, Eitelkeit, Herrschbegierde u. s. w. — mit einem Worte als den leidigen Egoismus, mit jedem Schritte im Menschenleben begegnen, ein von der Natur in die Menschenherzen eingepflanzter Trieb ist, den wir (wenn wir anders das Resultat einer gründlichen Untersuchung unser selbst ehrlich und offen erkennen wollten), selber mit ihnen theilen.

Dabei ist wohl zu beachten, daß jeder, der diesem Triebe folgt, von seinem Standpunkte aus in allem, was er spricht, behauptet oder wünscht, bei allem, was er thut, sich vollkommen in seinem Rechte wähnt, wenn dieses sein Gegner auch noch so heftig widerspricht, der seinerseits ebenfalls Recht zu haben, und den Andern im Irrthume glaubt.

Wenn wir daher im Umgange mit Menschen billig dem Andern das nämliche Recht zuerkennen, das wir selber beanspruchen, so muß uns bei den Differenzen und Streitfragen des täglichen Verkehrs immer die Anschauung geläufig bleiben, daß es erstens nicht immer so ausgemacht ist, wie wir in unserer egoistischen Eitelkeit als unfehlbar anzunehmen gewohnt sind, daß das Recht immer nur auf unserer Seite ist, und zweitens daß, wenn wir auch unser Recht mit allen Gründen der Vernunft beweisen können, immer zu berücksichtigen ist, daß es immer nur der Irrthum, Mangel an Einsicht und besserer Erkenntniß bei unserem Gegner ist, was ihn zu seinem Benehmen und Worten verleitet.

Er hält es für Recht!

Niemand handelt oder redet ohne allen Grund, ohne wirkliches oder vermeintliches Recht, ohne alle Meinung, daß das, was er eben thut oder spricht, für ihn vortheilhaft oder nützlich, überhaupt aber richtig ist.

Aus dieser Erwägung nennt es der philosophische Kaiser Marc Aurel — Mangel an Bildung, den Menschen das Streben nach demjenigen verbieten zu wollen, was ihnen gut und nützlich scheint (das wir uns doch selber erlauben), und verlangt, wenn sie hierin irren, den Irrthum aufzuklären, ihnen zu zeigen, was gut und nützlich ist, ohne darüber zu zürnen.

Das ist jedenfalls vernünftiger, als den anders Denkenden und Handelnden ohne weiters zu verdammen, auf ihn zu schmähen, oder sonst zu benachtheiligen, wodurch wir das Recht verlieren, über ihn zu klagen.

Hat unser Gegner keine Fassungsfähigkeit oder kein Gehör für die Belehrung eines Bessern, so bedauern wir, wenn wir wirklich Vernunft und Recht auf unserer Seite haben, die schlimmen Gründe seiner Handlungsweise, sie mögen nun im Mangel zureichender besserer Erkenntniß, Erziehung und Bildungsfähigkeit, oder in einer unglücklichen sonstigen moralischen, oder auch physischen Beschaffenheit

zu suchen seyn, und gehen ihm ruhig aus dem Wege — eingedenk, wie oft wir schon selber durch Irrthum und Leidenschaft verführt, in Worten und Handlungen Fehler begangen haben.

Im Allgemeinen wird immer der Gedanke nützlich seyn, daß eben das zur Vernunft gehöre, Unvernünftige zu ertragen.

V.

Der Kampf der Vernunft mit den Empfindungen.

Einen schon weit härteren Kampf besteht die Vernunft des Menschen in Bezug auf die Forderungen und Auflagen, welche die Gestaltung mancher Lebensverhältnisse mit sich bringen, mit seinen Empfindungen, der namentlich tiefer fühlende Naturen, s. g. Gemüthsmenschen, mit einer Belastung beschwert, die nicht selten ihre sittliche Kraft gänzlich zu erschöpfen droht.

Welch tiefen und immer tiefer fressenden Schmerz häufen in der Geschichte manches Erdenlebens: Nahrungssorgen, namentlich für

die Familie, Verluste theuerer Angehörigen und Freunde, eigene Krankheit und Hinfälligkeit, erlebte Täuschungen und Kränkungen, Ungerechtigkeit, verletztes Ehr- und Selbstgefühl, drückende, aber unentrinnbare Fesseln unwürdiger Dienstbarkeit u. s. w. auf das Gefühl einer Menschenbrust!

Wie senkt sich das Bewußtseyn eines gänzlich verfehlten Lebens, die Empfindung langsam verschmachtender Wünsche vor dem eisernen, unerbittlichen Gebot der Nothwendigkeit in das Herz hinab, das zuletzt nur noch allein auf die Erfüllung eines Wunsches hofft, durch den Tod von der langen Qual der Gefühle befreit zu seyn.

Es ist keine kleine Aufgabe für die Philosophie, der unbestreitbaren großen Macht solcher Empfindungen, eine ähnliche, gleich große Macht des Gedankens entgegen zu setzen, und hiedurch, wenn nicht den völligen Sieg der Vernunft über das Herz, doch wenigstens einigen mildernden Trost für dasselbe herbeizuschaffen.

Wenn wir, unseren Anschauungen getreu, die solche Empfindungen verursachenden Erlebnisse in ihren Beziehungen und ganzem Zusammenhange überschauen, so erkennen wir auch hier — wie in Allem — eine lange zusammengehörige Kette von Ereignissen, deren eines immer unter dem Einflusse eines andern stund, mit einem Worte genau nach den veranlassenden Ursachen sich ergebende Wirkungen.

Diese lange Reihe von aufeinander sich folgenden Dingen und Gestaltungen entwickeln sich ruhig, ihrem innern Gesetz folgend, ohne Rücksicht darauf, ob sie dem Menschen angenehme oder schmerzliche Empfindungen bereiten.

Diese Empfindungen entstehen erst durch die Anschauung — durch die Art und Weise, wie wir sie aufnehmen.

Und hier sind wir nun zu dem kitzlichsten Punkt unserer Betrachtung angekommen. Es gilt, zu zeigen, wie durch die Vernunft auf diese Aufnahme, auf die Beurtheilung der Dinge und Erlebnisse mildernd und tröstend

eingewirkt werden kann, wie nicht die Dinge es an und für sich sind, welche auf uns schmerzlichen oder wohlthätigen Einfluß haben, sondern daß lediglich nur unser Urtheil, unsere Meinung von den Dingen, der Werth oder Unwerth, den wir ihnen beilegen, unsere Empfindung aufregt, und hier dürfen wir nicht vor den allerdings etwas starken Zumuthungen erschrecken, welche unsere Vernunftlehre dem Gefühle des Menschen macht.

Wir müssen stark und mächtig kämpfen, wollen wir das Starke und Mächtige besiegen.

Der stoische Philosoph Epictet,*) den wir hiebei besonders als Helfer im Auge haben,

*) Epictet aus Hierapolis aus Phrygien, von niedrigen Eltern geboren, ein Sklave des Epaphrodit, eines Günstlings des Kaisers Nero. Der stoischen Philosophie aus Ueberzeugung und aus vollem Herzen zugethan, mußte er, als Kaiser Domitian alle Philosophen aus Rom verwies, ebenfalls auswandern, und ging nun nach Nikopolis, einer

stellt in seinem bekannten Enchyridion (Handbuch der Sittenlehre) als ersten Satz auf, bei allen derartigen Vorkommnissen und Erlebnissen vor Allem zu unterscheiden: War etwas unsere Wirkung, oder ist es eine Wirkung von außen? d. i. mit andern Worten: stund das, was unser Gefühlsleben z. B. also schmerzlich affizirt, in unserer Gewalt, so daß wir es, gleichviel nun, ob leicht oder mühsam, hätten

---

ansehnlichen Stadt in Epirus, wo er Vorträge über Dialektik, besonders aber über Moral hielt.

In äußerster Armuth und unglaublicher Genügsamkeit lebte der merkwürdige Mann nur seinen philosophischen Studien, und gewann täglich mehr Ruhm und Ansehen durch seine Lehre und sein Beispiel.

Nach seinem Tode (etwa im Jahre 135 n. Chr., ungewiß!) wurde seine schlechte irdene Lampe, bei welcher er manche Nächte studirt hatte, um die Summe von 3000 Drachmen verkauft.

Sein eifrigster Schüler war Arrian, der bekannte römische Schriftsteller und Philosoph, dessen Aufzeichnungen wir allein die dürftigen Nachrichten verdanken, die wir von ihm besitzen.

Eigene Schriften Epictets sind verloren gegangen.

abwenden können, oder war die Sache, durch andere von außen wirkende Umstände und Ursachen bedingt, für uns schlechterdings unabweisbar?

Wir werden bei näherer Untersuchung immer finden, daß bei allen Erlebnissen lediglich nur das, was aus unserm Inneren selber stammt, unsere Ansichten, Meinungen, Urtheile, unsere Begierden und unsere Abneigungen, mit einem Worte alles, was „unsere Wirkung" ist, in unserer Gewalt steht, daß aber hingegen alles, was nicht von und aus uns selbst kommt, also z. B. Geistesgaben und Talente, Körperbeschaffenheit, Eigenthum, Gewinn und Verlurst, Stellung und Beruf, Würden und Ehren, kurz alle Verhältnisse und Erlebnisse, durch äußere Ursachen und Einwirkungen bedingt, schlechterdings **nicht** in unserer Gewalt stehen.

Die geringste nähere Beleuchtung macht dieses klar.

So z. B.

a) hinsichtlich der geistigen Begabung: Der Eine faßt alles schnell und leicht, gutes Gedächtniß und eine angeborne Neigung für irgend einen Zweig des Wissens fördern selbst unter einer ungenügenden Anleitung schnell das Talent zu seiner Entwicklung — ein Anderer, von der Natur weniger oder gar nicht begabt, müht sich vergebens mit Beihilfe der ausgezeichnetsten Lehrer und Lehrapparate zu einem mittelmäßigen Grade der Erkenntniß.

b) hinsichtlich der Körperbeschaffenheit: Der Eine stammt von gesunden kräftigen Eltern ab, und erfreut sich, durch eine vernünftige Erziehung schon früh zur Uebung und Stärkung seines Körpers angehalten, völliger Gesundheit und Kraft — ein Anderer trägt ein ererbtes Uebel seit seiner Geburt an oder in sich, oder ist verzärtlicht, verweichlicht, und darum meistens kränklich, der Eine ist überhaupt weniger zu Krankheiten geneigt und trotzt den Einflüssen des Klima's und der Lebens-

weise, während ein Anderer unter diesen bei der geringsten Aenderung leidet.

c) hinsichtlich des Besitzes: Der Eine ist durch bereits vorhandenes Vermögen der Eltern oder Verwandten 2c., durch günstige Zeit- und Erwerbsverhältnisse, durch eine auswärtige Erbschaft, zufällige Glückslaune, reiche Heirath oder wie sonst immer in den Besitz eines Vermögens gekommen, während ein Anderer aus den entgegengesetzten Ursachen, oft bei allem Fleiß und der angestrengtesten Thätigkeit, kaum das Nöthige besitzt, oft sogar, vom Unglücke verfolgt, um das Wenige kommt, das er besessen hat . . .

d) hinsichtlich der Stellung und des Berufes: Den Einen stellen Neigung, Talent und Beruf, meistens aber äußere Lebensverhältnisse, der Wunsch der Eltern, der Einfluß vermögender Verwandten, Freunde und Gönner auf einen hohen Posten, oder wenigstens auf einen gebahnten Weg dazu, er erlangt Ehren, Würden, Auszeichnungen — Jenem, unter dem

Einflusse anders wirkender Verhältnisse, ist eine geringere Lebensstellung angewiesen u. s. w. u. s. w.

Man sieht, daß dieses alles äußere, von dem Menschen selbst unabhängige Verhältnisse und Einwirkungen sind, welche das Schicksal und die Lebensstellung des irdischen Wanderers bestimmen, und an sein Empfindungsvermögen bald wohlthuend, bald schmerzlich herantreten.

Da kommt denn nun das alte gute deutsche Sprichwort zu Ehren: Man müße den Stein, der absolut zu schwer ist, um ihn aufzuheben — liegen lassen.

Das Unmögliche wollen, ist Thorheit — und unmöglich ist, das ändern zu wollen, was durch vorangegangene Ursachen eben so, und nicht anders seyn kann, so, und nicht anders eintreten muß.

Niemand, der bei Sinnen ist, wird versuchen, eine in furchtbarer Stärke sich entfesselnde und absolut wirkende Naturkraft hemmen zu wollen, z. B. sich einer mit voller

Kraft heranstürmenden Lokomotive entgegen zu werfen, um sie mit seinen schwachen Händen aufhalten zu wollen — er muß den Zug an sich vorüberrollen lassen, oder — er wird von ihm zermalmt.

So muß auch der Mensch sein Schicksal betrachten, und die nämliche Unmöglichkeit auch hier einsehen.

Denn die Dinge ändern sich nun einmal nicht.

Wir selbst müssen es thun, d. i. unsere Auffassung muß sich umgestalten, zu einer besseren Beurtheilung sich ändern.

Die Beschaffenheit des Augenblicks beharrt in eiserner Consequenz, ob wir nun noch so tief darüber empfinden, uns noch so heftig darüber aufregen, oder mit möglichster Seelenruhe das Unvermeidliche an uns vorübergehen lassen.

Man wird nun sagen, daß diese absolute Unterwerfung noch keineswegs das oft schmerzlich bewegte Gefühl beruhigen könne, daß eben

das eiserne Muß, dem sich am Ende der Mensch allerdings seufzend beugt, schwer auf dem Bewußtseyn liegt, und ihn der Zufriedenheit beraubt, die er vor allem zu seinem Glücke bedarf.

Es kommt aber nun darauf an, ob eine vernünftige und tiefer gehende Untersuchung in allen Fällen den Objekten unserer Klage auch wirklich einen solchen Werth, und damit auch unseren Klagen eine solche Berechtigung zuzuerkennen vermag, ob nicht die meist auf das Urtheil Anderer begründete Ueberschätzung der Dinge uns zu dem Wahne verleitet hat, wir hätten ein Unglück, einen Mangel, eine Entbehrung — mit einem Worte eine Lücke unseres Glückes zu beklagen, welche vielleicht eine höhere Erkenntniß, eine weisere Auffassung des Lebens als eine solche nicht erkennen kann.

Wir wollen versuchen, einige der hervorragendsten Fälle in nähere Betrachtung zu ziehen.

VI.

Spezielle Ursachen der Unzufriedenheit.
(Geldmangel, Entbehrung.)

Eine der gewöhnlichsten Klagen betrifft die unzureichenden Existenz-Mittel, also Geldmangel, Armuth, Entbehrung.

Abgesehen von dem freilich bedauernswerthen Zustande wirklicher Armuth kommen hier zumeist nur jene für unsere Wünsche unzureichende Einnahmsquellen in Betracht.

Da treffen wir denn nun bei wenigen Menschen auf Zufriedenheit und Genügsamkeit.

Sie theilen zwar, wie sogleich erörtert werden wird, mit dem Reichen und vom Glücke Bevorzugten den Besitz der wesentlichsten und unentbehrlichsten Bedingnisse ihrer Existenz, ja es fehlt ihnen zuweilen auch nicht au Gelegenheit für geistige Genüsse und Unterhaltung — aber das alles ist nicht in derselben Fülle, in demselben Ueberflusse, wie bei den Reichen, vorhanden. Und hier ist es nun in der That

wieder die Anschauung, das Vorurtheil, die Meinung und wohl auch der Neid, welcher eine Lage weit unerträglicher macht, als sie wirklich ist.

Wenn nur solche Menschen mit dem zufrieden seyn wollten, was ihnen beschieden ist, öfter an dasjenige denken, was sie besitzen (und andern abgeht), als an das, was sie zu entbehren haben, wenn sie einsehen lernten, wie wenig die Natur bedarf — wie unersättlich aber die Meinung ist, die nicht einmal aus der eigenen Ansicht, sondern aus dem Urtheile Anderer hervorgeht — wenn sie die Wahrheit erprobt hätten, daß der eigentlich am meisten genießt, der am wenigsten Bedürfnisse hat — daß es sicher Tausende von Menschen gibt, welche diese Lage, verglichen mit der ihrigen, beneiden würden — — — gewiß, sie würden weit weniger bittere Gefühle, weit weniger Anlaß haben, sich und ihre beschränkten Verhältnisse zu verwünschen.

Da kommt nun aber zunächst der leidige

„Neid“ in's Spiel, das drückende Gefühl verletzter Eitelkeit, es in den äußeren Lebensverhältnissen, an Besitz und Bequemlichkeit, Prunk und Ueberfluß den Andern nicht gleich oder sogar noch zuvorthun zu können. Und was ist es denn eigentlich, um das solche Menschen in ihrer thörichten Selbstquälerei Andere beneiden und sich selber das Leben verbittern? Was der Mensch zu seiner Existenz bedarf, ist: Luft, Nahrung, Wohnung und Kleidung (Schutz vor dem Einflusse der Witterung).

Alles Uebrige ist angenehm und nützlich, trägt zur Verschönerung des Lebens bei 2c., ist aber zur Existenz nicht unbedingt nöthig.

Vorausgesetzt nun, daß in dem durchaus Nöthigen kein Mangel in der Quantität vorhanden ist,*) so ist es also:

*) Wir wollen dabei hauptsächlich jene Klasse von Unzufriedenen im Auge behalten, welche nicht zu den Armen im obigen Sinne, sondern nur zu jenen Mißvergnügten gehören, welche sich im Genusse eines nur für ihre Wünsche, nicht aber für ihren

1) nur die geringere Qualität dieser Dinge, und

2) der Mangel an den zur weiteren Annehmlichkeit und Bequemlichkeit des Lebens gehörigen Gegenständen,

---

wirklichen Bedarf unzureichenden Einkommens befinden.

Wirkliche Armuth, d. i. Mangel an dem Nöthigsten: an Nahrung, Kleidung, Obdach und Erwärmung, ist allerdings eine drückende Last, welche keine Art irgend einer „Anschauung" leichter zu machen im Stande ist. Sie ist ein Fluch, der wie ein Alp auf Tausenden von gequälten Menschen brütet, den Körper ruinirt, wie die Seelenkräfte abstumpft, und deßhalb mit Recht die Hilfe sowohl der öffentlichen als Privatwohlthätigkeit fordern darf, aber auch nur wirkliche, aus eigener Hilfslosigkeit entsprungene Armuth.

Wenn auch in unseren Zeiten fast überall für diese Klasse von Armen durch Versorgungshäuser, Anstalten jeder Art, Armenpflegen, Almosenspenden 2c. für Abwendung der äußersten Noth gesorgt ist, und der Arme, welcher (ohne gänzlich durch Krankheit und Unfähigkeit an irgend einer Beschäftigung ge-

welche Anlaß zur Klage und Unzufriedenheit gibt, der Vergleich mit den Genüssen des Reichen mit jenen des Minderbemittelten.

Betrachten wir nun aber die Befriedigung der hauptsächlichsten Bedürfnisse beider Kategorien, so werden wir finden, daß der Reiche nicht mehr essen kann, als bis er satt ist, daß er sich nur immer in einem Zimmer seiner weitläufigen Wohnung aufzuhalten vermag, nur immer auf einem Stuhle sitzen, nur aus einem Fenster nach der Straße sehen kann, nur ein Feuer zu seiner Erwärmung

---

hindert zu seyn) etwas arbeiten kann oder will, immer so viel Verdienst findet, um sich wenigstens das absolut Unentbehrliche verschaffen zu können, so bleiben von diesem bis zu dem allen Menschen gleich wohlthuenden Grade des Versorgtseyns, der Entlastung oder einer gewissen Bequemlichkeit, bei welcher erst die Zufriedenheit mit der Lage beginnt, doch noch viele Stufen der Entbehrung, welche nur der in ihrem wahren Eindrucke auf das Herz des Menschen beurtheilen kann, der sie faktisch selbst erlebt und empfunden hat.

braucht, nur immer einen Anzug tragen kann u. s. w.

Das alles hat aber der Minderbemittelte (nicht der Arme im obigen Sinne) auch, nur mit dem Unterschiede der mindern Qualität dieser Dinge, die bei sehr vielen durchaus nicht so weit absteht, daß sie das wirkliche Bedürfniß beeinträchtigt. Aber die Meinung, die fremde Meinung von der Unentbehrlichkeit des überflüßigen Besitzes, diese kostet Geld oder Seufzer, weit mehr als unsere eigene! —

Wenn man ferner erwägt, daß nicht der Besitz, sondern der fröhliche Genuß des Besitzes glücklich macht, daß „nicht der glücklich ist, der Andern so vorkommt, sondern der sich selbst dafür hält," wenn man bedenkt, welche eingeschränkte Freiheit der Mensch überhaupt zum Genusse besitzt, (denn das kleinste Uebermaß bestraft sich sogleich mit den unangenehmsten Empfindungen), wie kurz und schnell vorübergehend die Dauer aller dieser benei-

deten Herrlichkeiten des Reichthums ist, welche denjenigen, der ihn besitzt, nur darum, weil er ihn besitzt, gewiß nicht glücklich macht, so wird man fremden Besitz weniger beneiden und mit größerer Zufriedenheit auf den seinigen blicken.

Gesundheit allein kann den Menschen über all' den irdischen Tand trösten! Wie viel gäbe ein Millionär, von Gicht und Podagra (gewöhnlich die Folge sybaritischer Lebensweise) geplagt, nur um einen Monat lang völliger Gesundheit; wie ungleich vollständiger und kräftiger genießt sich, mit dem erhebenden Bewußtseyn redlichen Verdienstes, der Ertrag nützlicher Arbeit, als die mühelose Einnahme des reichen Müßiggängers, der gähnend seine Tage verträumt, und dem zuletzt der immer wiederkehrende Genuß, die prompte Erfüllung aller seiner Wünsche das Leben selber langweilig und zum Ekel macht.

So wie Niemand das angenehme Gefühl der Sättigung kennt, wer es nie zu einem

eigentlichen Hunger kommen ließ, Niemand das wohlthuende Gefühl der Ruhe, wer niemals tüchtig müde geworden ꝛc., so wird auch Niemand den wahrhaften Genuß eines Besitzes fühlen, wer niemals einen Mangel empfunden, nie eine Entbehrung kennen gelernt hat; denn nothwendig muß jeder Genuß aufhören, wo kein Wunsch mehr übrig bleibt.

Wir sehen also, daß sich für eine der gewöhnlichsten und hervorragendsten Klagen über die unzureichenden Einnahmen unter gewissen Voraussetzungen sich dennoch eine Anschauungsweise auffinden lasse, welche besonders wohlthätig und mildernd auf die Empfindung desjenigen zurückwirken kann, der sich einmal den Muth errungen, den theils unvernünftigen Anforderungen, theils dem lieblosen Urtheile der Menge (die alles nach der Elle mißt und nach der glänzenden Außenseite richtet) mit der Entschiedenheit seiner eigenen besseren Schätzung entgegen zu treten, und sich die Freiheit behauptet, seine Lebensweise nach seiner Meinung, nicht nach der fremden einzurichten.

Er wird bald erfahren, daß man mit Gesundheit, Einfachheit und geringen Lebensansprüchen nicht selten zufriedener und ungestörter leben könne, als mit dem Ueberflusse, der, wie Seneka sehr treffend bemerkt, die Beschwerden des Lebens nicht aufhebt, sondern sie nur — verändert! —

VII.

Spezielle Ursachen der Unzufriedenheit.
(Stand, Rang und Stellung.)

Wie im Vorhergehenden die Erwägungen der Vernunft den unangenehmen Empfindungen des Minderbemittelten entgegen treten, so können sie dieses auch den nicht minder drückenden Gefühlen, welche aus mittleren oder niedrigen Standes- und Dienstverhältnissen hervorzugehen pflegen.

Dem einfachen, ruhig denkenden Manne werden Gedanken an das vielleicht Niedrige oder Unbedeutende seiner Lebensstellung selten langen

Kummer machen; denn die Vernunft sagt ihm, daß, wie klein auch der Kreis seiner Wirksamkeit seyn mag, welche bescheidene Rangstufe ihm sein Beruf auch anweisen mag — nicht seine Beschäftigung, sondern die Art, wie er sie betreibt, ihm die Achtung eines Vernünftigen verschaffe, und er sich mit dieser wohl über die Mißachtung eines Unvernünftigen hinwegsetzen könne; denn die Hauptsache ist (wie Epictet sagt) die vom Schicksale zugewiesene Rolle gut zu spielen, sie für sich aber zu wählen, ist Sache eines Andern.

Wer daher pflichtgetreu die Aufgabe seines Standes erfüllt, wirkt dadurch selbst in dem kleinsten Kreise nützlich für seine Nebenmenschen, denn auch die niedrigste, geringfügigste Beschäftigung im Organismus des Staates oder der Gesellschaft ist ihren Zwecken auf irgend eine Weise förderlich — Arbeit schändet nie, auch die geringste nicht, das thut nur der Müßiggang.

Außerdem kann auch in solchen bescheidenen Lebensstellungen zum Troste gereichen, daß aus

der kleineren Aufgabe auch die geringere Verantwortung erwächst, auch mancher, welcher in einem engern Wirkungskreise vortrefflich seine Stelle ausfüllt, vielleicht minder brauchbar in einer höheren wäre, für die sein Talent, seine geistige Begabung nicht ausreicht.

Aber selbst in dem Falle, wo Verhältnisse und Umstände einen Menschen auf einen unpassenden Posten gestellt haben, kann er durch Haltung und die Art seiner sonstigen Neigung und Beschäftigung zeigen, was seine eigene Wahl, und was das Loos des Schicksals (was die äußere Wirkung) ist.

An seiner inneren geistigen Ausbildung arbeiten kann der Mensch in jeder Lebensstellung, und aus diesem Gesichtspunkte hat einst ein Denker nicht mit Unrecht behauptet, daß der Mensch nur immer von demselben Werthe sei, als die Gegenstände haben, mit denen er sich mit Vorliebe und aus freier Wahl beschäftigt.

Es ist nun nicht zu läugnen, daß mit manchen Abhängigkeitsverhältnissen, welche durch

eine s. g. niedere Lebens- oder Dienstesstellung bedingt erscheinen, für bessere Naturen die widrigsten Berührungen verbunden sind, indem nicht selten eine unglaubliche Anmaßung, Lieblosigkeit, Bornirtheit, Rohheit, alle Arten s. g. Bettelstolzes, mit einem Worte die ganze Begleitung der Unwissenheit die bessere Erkenntniß und die feinere Empfindung einer solchen auf die härteste Probe stellen.

Es ist am besten, auch hierin auf das Warum? dieser Erscheinungen einzugehen; man wird finden, daß derlei Leute, wegen unzureichender vernünftiger Erkenntniß (Mangel an geistiger Begabung), fehlerhafter, vernachläßigter Erziehung, überhaupt also niederer Stufe der Bildung, oder auch wegen schlimmen Gemüthseigenschaften, sich nicht anders entwickeln konnten, nicht anders werden konnten als sie wirklich sind, daß ihr beschränkter Gesichtskreis ihnen die Dinge ganz anders darstellt und sie dieselben hiernach eben so gut (wenn auch falsch) beurtheilen, wie andere

Menschen, denen ein günstigeres Geschick, andere Eigenschaften und andere Einwirkungen, auch eine andere, bessere, edlere Auffassung und Anschauung der Dinge gestattet.

Da wird man nun sagen, es sei keineswegs ein Trost, die Gründe solcher Erscheinungen zu kennen, wenn man täglich unter ihren Wirkungen zu leiden habe. Wir können darauf nur die Aenderung — Trennung von solchen leidigen Verhältnissen rathen, wo diese aber schlechterdings nicht angeht, auf die stoische Beurtheilung solcher Dinge hinweisen,*) welche den Menschen, wenn auch mit großer Selbstverläugnung, endlich dennoch fähig macht, das Unvermeidliche mit Anstand zu ertragen, und so sein geistiges Uebergewicht — dem Unverstande gegenüber — zu zeigen.

Im Uebrigen ist nicht zu vergessen, daß Stand und Geburt (so nöthig diese Unterschiede auch zum Gange einer wohleingerichteten Staatsmaschine seyn mögen) dennoch nur Begriffe

*) Vide hierüber das Kapitel IV.

und im Auge des Weisen „gestempeltes Leder" sind, das über die Gränze hinaus, wo es durch Uebereinkommen Geltung hat, auf seinen natürlichen Werth herabsinkt, d. i. nur noch jenen Rang behauptet, den die Vorzüge des Geistes und jene des Herzens vor dem Urtheile des Weisen, wie des Redlichen, sichern.

VIII.

Spezielle Ursachen der Unzufriedenheit.

(Beleidigungen, Undank, empfindliche Berührungen des Egoismus.)

Wie sich nun über Besitz- und Rangverhältnisse aus den Anschauungen der Vernunft Trost und Beruhigung für die Empfindung gewinnen läßt, so sind diese auch — wenn auch nicht in allen Fällen völlig — doch in den meisten wenigstens annähernd bei so manchen andern Auflagen und Verhältnissen des Erdenlebens zu erreichen, wobei wir allerdings, wie

schon früher gesagt, dem Gefühlsleben starke Zumuthungen machen müssen. *)

So z. B. bei Beleidigungen und Schmähungen im Verkehre mit Menschen (worüber wir bereits im IV. Kapitel ausführlicher gesprochen haben), wo es vor Allem gilt, Ruhe und Selbstbeherrschung zu behaupten, welche immer mehr ausrichtet als Zorn und Leiden=

*) Die stoische Unterscheidung des Epictet: was in unserer Gewalt steht, und was nicht, müßte durchgeführt allerdings den Menschen gegen alle denkbaren Schläge des Schicksals unüberwindlich machen, allein die Aufgabe ist für das Gefühlsleben, das seine Nahrung nicht allein dem Verstande verdankt, eine nahezu unlösbare, auch möchte es wohl keinen Menschen gegeben haben, der das Prinzip ohne Rückfall immer und stets beobachtet hat.

Aber in dieser Selbstbeherrschung auf dem Wege zum Ziele einer vollkommenen Seelenruhe, selbst wenn es nicht erreichbar ist, so weit als möglich zu kommen, das ist des Versuches werth, und sein Gewinn offenbar.

schaft, wenn wir auch nicht von Jedermann die stoische Ruhe jenes Weisen erwarten können, der auf die Mittheilung von Schmähungen, die ein Anderer über ihn ausgestossen habe, ruhig antwortete:

Der Mann weiß meine andern Fehler nicht, sonst hätte er nicht blos dieses gesagt.

In ähnlicher Weise antwortete Sokrates auf die thatsächliche Beleidigung eines eben so rohen als dummen Menschen seinen darüber entrüsteten Freunden:

Wenn dich ein Esel schlüge, würdest du wohl mit ihm einen Prozeß anfangen?

Eine weitere sehr häufige Klage ist auch erlebter Undank für gespendete Wohlthaten die unangenehme Empfindung der Enttäuschung unseres Glaubens an den sittlichen Werth des Menschen.

Auch hierin siegt die Anschauung der Vernunft, die uns alsbald klar machen muß, daß:

a) Dank, so viel moralischen Werth wir ihm auch beimessen, dennoch immer ein Gefühl bleibt, das wir eben so wenig sicher und jedesmal in der Brust eines Andern erregen können, als Liebe, Neigung, Haß, Freude, Schmerz, Wehmuth, u. s. w.

b) daß die Möglichkeit einer solchen Empfindungsfähigkeit bei dem geistig verschieden begabten Menschen auch sehr verschieden seyn muß, daß die Gründe seines Benehmens in seiner Erziehung, in seinem Bildungsgrade, vielleicht in einer gänzlichen Unfähigkeit edler Empfindung — vor Allem aber in seinem Charakter — in seinen moralischen Eigenschaften zu suchen sind.

c) daß, wenn wir bei unseren Wohlthaten auf Dank rechnen, diese aufhören, eine Tugend zu seyn, und zu einem Geschäfte herabsinken; wir gaben die Gabe und empfangen dafür den Dank.

d) daß es überhaupt zu den Grundsätzen der Moral und der ächten Humanität gehört,

das Gute lediglich um des Guten willen zu thun, unbekümmert um Lohn und Anerkennung, frei von jeder Nebenabsicht.

Genug, wenn wir selbst nicht undankbar für Beweise der Liebe und Theilnahme unserer Mitmenschen sind, und mit dem ruhigen Selbstgefühle der reinsten Tugendübung den schönen Grundsatz in unseren Handlungen bethätigen: Alles, was in unseren Kräften steht, für die Menschen zu thun, aber nichts von ihnen zu erwarten! —

Edel und groß war die Antwort jenes Weltweisen, der von einem, der seine Wohlthaten genossen hatte, und sich nun äußerst roh und undankbar gegen ihn gezeigt hatte, ruhig sprach: Wie hätte er sich erst benommen, wenn ich ihm etwas Uebles zugefügt hätte! —

Was ferner noch empfindlich an das Gefühl des Menschen tritt, sind die Berührungen seiner Selbstsucht — die Beleidigungen seines Egoismus — wozu, nebenbei gesagt,

mehr Vorkommnisse des täglichen Lebens zählen, als man gewöhnlich glaubt.

Niemand, der mit schärferem Auge das Benehmen und die Handlungsweise der Menschen, und hauptsächlich ihre Beweggründe dafür, beobachtet, wird läugnen können, daß Egoismus und Eitelkeit das eigentliche Haupttriebrad im Mechanismus des sozialen Verkehrs ist, ja daß, genauer untersucht, die hundertfältigen Arten und Gattungen derselben, bald in grob auffallender, bald in künstlich und fein maskirter Weise sich dem beobachtenden Menschenkenner zeigend, der eigentliche Hauptgrund beinahe aller menschlichen Wünsche und Handlungen sind.

Das wird sogleich klar, wenn man, wie gesagt, die Beweggründe derselben näher in's Auge faßt, es wird dem eigenen Bewußtseyn klar, sobald wir in die geheimen Falten unseres eigenen Herzens schauen, uns selber ehrlich auf die Frage Antwort geben: Warum wünschen wir das? oder warum haben wir

so gehandelt? Wir werden immer finden, daß wir meistens entweder nur durch unseren Vortheil bestimmt, oder wenigstens doch durch unseren Hang nach angenehmen Empfindungen, diese mögen nun in materiellen oder in moralischen Eindrücken bestanden seyn, gelenkt wurden.*)

Sich dieses nun recht vorstellig zu machen und als einen bei allen Menschen mehr oder minder hervortretenden Charakterzug zu erkennen, ist ein gutes Mittel für eine die Gemüthsruhe

*) Eine moralisch angenehme Empfindung, z. B. das angenehme Gefühl recht gethan, seine Pflicht erfüllt, eine Wohlthat gespendet zu haben rc. gehört allerdings nicht zu den im gewöhnlichen Sinne egoistischen Beweggründen.

Das Wohlgefallen aber, womit wir auf unsere eigene Tugend herabblicken, wurzelt dennoch — allerdings hier in der edelsten und besten Gattung von — Selbstliebe, die am besten dadurch als solche hervortritt, daß uns das Lob hierüber — wenn wir es auch noch so sehr ablehnen, dennoch im Geheimen wohlgefällt.

weniger berührende Auffassung äußerer Dinge; denn sobald wir klar erkennen, daß es nicht sowohl die Person, die Sache oder das Verhältniß selbst, sondern nur die durch sie unangenehm berührte und unsere Wünsche durchkreuzende Selbstsucht ist, die uns zur Klage reizt, sobald haben wir dann nicht mehr mit Personen, Sachen und Verhältnissen, sondern lediglich nur mit uns selbst, mit unserer eigenen Empfindung, mit unserer Anschauung zu kämpfen, die sicher leichter zu besiegen ist, als jene Dinge, welche nicht in unserer Gewalt stehen.

Das ist wohl zu bedenken.

Diese nämliche Erkenntniß erleichtert uns auch den Umgang mit Menschen und die Behandlung der hiebei unvermeidlichen Collisionen, und zwar nach dem Grundsatze der Billigkeit; denn wir dürfen nur daran denken, daß, wenn dieser Hang nach angenehmen und Abscheu vor unangenehmen Eindrücken ein allgemeiner Charakterzug der Menschen ist,

wir die eigenen Fehler nicht an anderen Menschen strafen dürfen, d. i. daß uns der fremde Wunsch mit derselben Berechtigung entgegentritt, mit welcher wir den eigenen verfechten.

Jeder Mensch flieht, was ihn zu gefährden scheint, und verurtheilt es als schädlich, dagegen strebt er alles an, was ihm nützlich scheint. Sind nun darüber die Meinungen verschieden, und finden wir unseren Nebenmenschen über das, was er für nützlich oder schädlich hält, im Irrthum, so ist es viel humaner und weiser gehandelt, ihn hierüber (wenn es möglich ist) in schonender Weise aufzuklären, als über einen Irrenden zu zürnen. Ist eine solche Aufklärung aber nicht möglich oder nicht statthaft, so ist das eben einer jener Steine, den (wie schon einmal bemerkt) zu heben, unmöglich ist.

Man läßt ihn ruhig — liegen.

Außer den oben erwähnten, das Empfindungsvermögen stark berührenden Einwirkungen gibt es selbstverständlich noch eine Menge an-

dere, welche theils durch äußere Umstände, meistens aber durch die eigene schlimme „Anschauung" die Ruhe der Seele stören und zu Aufregungen und Ausschreitungen verführen, welche die später wieder in ihre Rechte tretende Vernunft entschieden verwirft.

So z. B. Zorn und Heftigkeit, welche eine Wirkung cholerischer Naturen, den Menschen zu Worten und Handlungen hinreißen, welche ihm sicher immer mehr, als Anderen schaden, und ihm im besten Falle wenigstens die Achtung rauben, die man nur der Besonnenheit und einer würdigen Haltung zollt —

Rache an einen Feind, die nur ein ganz roher, unedler Charakter üben kann, und mit dem miserabelsten aller Gefühle die Brust des Menschen entweiht, der mit ihm tief unter das Thier sinkt —

Neid, der thöricht genug „die Blumen des fremden Gebietes als Dornen auf das Eigene verpflanzt," und der sich als Zeuge dessen, was

ein Anderer erhielt, nur zu fragen brauchte: Ist's gut oder nicht gut für ihn? Wenn es gut ist, so hat er gute Gelegenheit, die moralische Pflicht der Nächstenliebe, die ihm das Christenthum lehrt, zu üben, indem er das Gute den Andern gönnt, auch wenn er es selbst entbehrt; wenn es nicht gut ist, warum beneidet er ihn dann?

Weiters: Liebesgram, der thörichtste von Allem, weil er am entschiedensten die Aeußerungen menschlicher Eigenliebe darstellt, indem der Verliebte lediglich nach den angenehmen Empfindungen schmachtet, welche ihm der Gegenstand seiner Sehnsucht machen soll, ganz unbekümmert darum, ob auch er dieselbe Empfindung im Busen des andern Theils zu erregen im Stande ist, abgesehen davon, mit welchen Augen die abgekühlte Leidenschaft später ihre Thorheit und den Gegenstand dieser Thorheit betrachtet —

Eifersucht, der höchste Grad der Eigenliebe, die alles Angenehme als ihr ausschließ-

liches Monopol erklärt, sich und Andere quält, die, wenn sie ein Weib betrifft und gegründet ist, eben so unwürdig als nutzlos, wenn sie ungegründet, — lächerlich ist —

Tadel und lieblose Urtheile der Menschen, bei welchen immer die erste Frage seyn sollte: Wer tadelt? Kann der Tadler etwa selbst Besseres an die Stelle dessen setzen, was er getadelt hat, oder: ist er selbst ohne Tadel? dann: warum tadelt er, sind die Beweggründe des Tadels selber ohne Tadel? endlich: ist der Tadel gerecht oder nicht? Ist er gerecht, so kann er uns nur bessern, weil er uns unsere Fehler zeigt; ist er ungerecht, so trifft er uns ja nicht, und fällt als Uebelthat auf den Kritiker zurück —

Launen und üble Gemüthsstimmungen überhaupt, durch trübe „Anschauung" der Dinge, in den meisten Fällen aber durch physische Einwirkungen hervorgerufen, (dumpfe Witterung, Elektrizität und Druck der Luft und ihre Wirkung auf den gesunden oder

ohnehin schon kranken Körper, Blut und Nerven), wofür es kein besseres Mittel gibt, als Arbeit und Bewegung; erstere, weil sie geistig zerstreut und abzieht, letztere, weil sie körperlich wohlthätig wirkt u. s. w.

Es ist kaum möglich, die lange Reihe aller jener Fälle und Vorkommnisse aufzuzählen, welche alterirend vor das Gefühl des Menschen treten, und die Mittel zu mustern, durch welche die Vernunft eine ruhigere Anschauung vermitteln kann; es ist genug, den vorliegenden Fall durch ein konsequentes stufenmäßiges Verfolgen und Fragen nach dem Warum so weit als möglich in seine Vergangenheit (in manchen Fällen auch in seine Zukunft) zu verfolgen, d. i. die vorangegangenen Ursachen und nun gefolgten oder noch folgenden Wirkungen genau zu erkennen, um damit zugleich auch die Ueberzeugung zu gewinnen, daß wir es — wie schon einmal gesagt — nicht mit den Dingen und Thatsachen, die sich niemals ändern, zu thun haben, sondern lediglich nur mit uns selbst

unseren Empfindungen, mit unserer Eigenliebe, welche sich jedenfalls doch leichter bekämpfen und besiegen läßt, als das eiserne Gebot der Nothwendigkeit.

Eine derartige Beurtheilung der Dinge ist nun freilich so himmelweit von der gewöhnlichen verschieden, und setzt bereits solch' einen Grad von Ueberblick und Selbstbeherrschung voraus, daß nur wenige bereits schon in solcher stoischen Auffassung der Dinge geübte Freunde philosophischen Denkens sich hiezu bequemen werden, abgesehen davon, was Temperament und Einfluß des Augenblicks der Bewahrung der Seelenruhe für Hindernisse entgegenstellen. Wenn nun aber schließlich dennoch immer der Vernunft und ihren Gesetzen Recht gegeben werden muß, warum gehorcht man derselben nicht lieber vorher, ehe die erhitzte Phantasie die Vorstellung der Dinge zu einem Lügenbilde verzerrt, und die entfesselte Leidenschaft den Menschen sammt seiner Vernunft gefangen nimmt? —

Epictet sagt sehr richtig, daß man, wie

man nicht seinen Körper jedem Vorübergehenden zu beliebigen Stössen und Schlägen preis gibt, auch nicht seine Seelenruhe, seine besseren Ueberzeugungen von jedem Besten (Person oder Sache) beunruhigen lassen sollte.

Eine solche Herrschaft der Vernunft über das Gefühl wird aber nur demjenigen (wenigstens zum Theil) gelingen, dem es mit der Erhaltung seiner Seelenruhe wirklich Ernst ist, der, gestützt auf sein höheres geistiges Erkennen, den Lauf der äußeren Dinge nach ihren sich immer wiederholenden, nach Ursache und Wirkung sich entwickelnden Veränderungen und Gestaltungen beobachtet, die Menschen (und alles Unangenehme, was von ihnen zu ertragen ist) nach ihren Eigenschaften, und nicht nach den angenehmen Eindrücken, die sie ihm machen sollen, beurtheilt, seine eigenen Fehler gegen die fremden, worüber er sich erzürnt, abwägt, seinen Wünschen die Genügsamkeit, hauptsächlich aber allen Fügungen des Geschickes ein reines Bewußtseyn,

einen vorwurfsfreien Rückblick auf das vergangene Leben entgegen zu setzen im Stande ist.

Mit diesem Gefühle erträgt der Mensch mit der Ruhe des Weisen sein kurzes Erdenschicksal, und erhält sich wenigstens das unendlich beruhigende und erhebende Selbstbewußtseyn — wenn er ein schlimmes Geschick erdulden mußte — eines besseren wenigstens würdig gewesen zu seyn.

IX.

Vergänglichkeit alles Irdischen.

Wenn wir in dem Vorhergehenden über die Bekämpfung der Empfindungen durch die Anschauungen der Vernunft in einigen wohl am öftesten vorkommenden Fällen und Lebensverhältnissen gesprochen haben, so kommt zunächst als ein weiteres Trost- und Beruhigungsmittel noch die Dauer der Verhältnisse zur Betrachtung.

Es kann selbst dem oberflächlich beobachtenden Auge nicht entgehen, daß nichts in der

Natur stille steht, daß alles in fortwährender Bewegung, in dem Fortschritte eines beständigen Lebensprozesses begriffen ist. Ueberall können wir die in einem früheren Zustande begründete Erscheinung eines Dinges in seinem Wachsthume und allmähliger Entwicklung bis zu seinem Kulminationspunkte, und von diesem ab in seiner unaufhaltsamen Abnahme bis zur Vernichtung seines gegenwärtigen Zustandes verfolgen, und es dann in andern Formen einen neuen ähnlichen Kreislauf beginnen sehen.

Der Physiker kennt diese Erscheinungen als Naturgesetze, der Laie beobachtet sie wenigstens in ihren größeren und sinnlich in's Auge fallenden Veränderungen. Doch nicht allein auf diese sinnlich wahrnehmbaren Gegenstände erstreckt sich dieses Gesetz, auch auf jene, scheinbar durch dasselbe gar nicht berührten Verhältnisse der Menschen in geistiger sowohl als materieller Hinsicht.

Sowohl an sich selber, als an anderen Menschen ist deutlich die beständige Veränderung

— wenn auch in größeren Zeiträumen — fühlbar. Erkenntnisse im Innern und Erfahrungen von Außen, allgemeine und persönliche Verhältnisse und Umstände ändern beständig Urtheil, Geschmack, Ansicht und Meinungen des Einzelnen.

Die Welt malt sich im Kopfe eines Sechzigers anders als in dem eines 20jährigen Jünglings. Das ist jedem deutlich der auf seinen Ideengang aufmerksam ist und seine Erinnerungen mit den Anschauungen der Gegenwart vergleicht.

Das Nämliche läßt sich auch bei kleineren und größeren Gesellschaften von Menschen in der Gestaltung ihrer Verhältnisse und Beziehungen unter sich beobachten.

Ueberall Veränderung — Umgestaltung — Wechsel — Vergänglichkeit! —

Die glühendste Liebe verändert sich mit den zunehmenden Jahren, trotz aller Betheuerungen ihrer „ewigen Dauer“ in — Freundschaft, in jugendlichen Tagen schwärmerisch gefaßte Vor=

sätze und Schwüre der Freundschaft machen einem ruhigeren, soliden Wohlwollen Platz, andere intimere Beziehungen zu den Menschen lockern sich und verändern sich aus irgend eintretenden Ursachen, manche schlagen gar in Abneigung und Widerwillen um u. s. w.

Nicht anders ist es mit dem Bestand größerer Vereinigungen. Blühende Geschlechter und Familien nehmen ab — wie sie entstunden — Schlösser, Güter und andere Besitzungen derselben kommen in andere Hände oder verfallen der Zerstörung der Zeit. Dasselbe beobachten wir im Großen. Die Geschichte unterrichtet uns hinlänglich von dem ewigen Wechsel der Geschicke. Ganze Völker und Staaten entstehen, blühen einige Zeit und vergehen wieder. —

Auch die Kultur der Künste und Wissenschaften hat ihre Blüthezeit wie alles in der Welt, mögen auch die Errungenschaften derselben vielleicht das Einzige seyn, was noch am längsten bei dem Menschengeschlechte ausdauert, bis sie mit diesem ebenfalls zu Grunde gehen.

Alles dieses beweist uns deutlich das Gesetz der Veränderlichkeit alles Irdischen im Großen, wie im Kleinen; nichts steht stille, nichts ist ganz genau heute in dem nämlichen Zustande, in dem es gestern war.

Alles ist wandelbar und vergänglich, um wieder Anderen Platz zu machen; alles steigt nur bis zu einer gewissen Höhe, um von dieser wieder herabzusinken,*) nur der Geist, der ewig schaffende, unermüdliche, immer nach Erkenntniß ringende Geist, der alles belebende Hauch, der durch das Mark der Schöpfung

*) Sehr sinnig und schön spricht dieses Schiller in einem seiner Briefe (an Körner vom 18. Aug. 1785) aus, wo er das Schicksal aller menschlichen Plane in einem allegorischen Symbole schildert:

Von Begeisterung und überschätztem Kraftgefühl entworfen, steigen und zielen Alle nach demselben Zenith empor wie eine Rakete, erreichen ihre höchste Höhe, um, von der Fallkraft und der widerstrebenden Materie bezwungen, wieder rückwärts zur mütterlichen Erde zu fallen.

So tröstete sich der Dichter über seine Erwartungen.

weht, der Gottesfunke, dem das sich selbst bewußte Geschöpf seine schönsten Blüthen verdankt, scheint allein, dauernd und unwandelbar, den Gedanken des Schöpfers austragen zu wollen.

Diese Erkenntniß, so unerquicklich sie auch dem s. g. Glücklichen seyn mag, weil er nach derselben den Wechsel seines Glückes zu fürchten hat, wirkt für einen Andern aus dem nämlichen Grunde tröstend und beruhigend, weil Alles der Wandlung, der Veränderung unterworfen ist, also auch das Uebel.

Wir müssen immer (neben der Kürze des menschlichen Lebens überhaupt) bedenken, daß nach diesem Gesetze weder unsere Leiden, noch auch unsere Freuden von langer Dauer seyn werden.

Es erwächst nun allerdings aus dieser Erkenntniß für den Menschen eben so die Hoffnung, wie die Furcht, je nachdem der erwartete oder gefürchtete Wechsel für ihn eine erfreuliche oder unerfreuliche Aenderung seiner Verhältnisse mit sich bringt.

So wie nun Niemand im stolzen Vertrauen auf die Unfehlbarkeit und Beständigkeit seines „Glückes", auf die Dauer der jetzigen günstigen Verhältnisse sündigen und sich über Andere erheben soll, eben so wenig soll der Unglückliche, der Unzufriedene dem Objekte seiner Klagen eine stationäre Eigenschaft beimessen.

Es lebt sicher kein Mensch auf der Erde, dessen Verhältnisse, (sie mögen nun gut oder schlimm gewesen seyn), immer und alle Zeit die nämlichen geblieben wären.

Es gibt keinen Glücklichen, in dessen Leben nicht plötzliche Ereignisse eingetreten wären, welche mehr oder minder schlimmen Einfluß auf seine Lebensverhältnisse gehabt hätten, dem dieser Wechsel nicht schon einmal seine Freuden vergällt, dem die launenhafte Glücksgöttin überhaupt nicht schon einmal Proben ihrer Untreue und ihrer Unbeständigkeit gegeben hätte.

Es gibt aber auch eben so wenig einen vom Glücke Vernachläßigten, dem nicht schon einmal unvermuthet etwas Gutes wider-

fahren wäre, dem der nimmer ruhende Wechsel der Dinge nicht die unerwartete Erfüllung eines längst gehegten Wunsches gebracht hätte, und der hieraus nicht Trost, neue Hoffnung, neuen Muth für das, was noch zu tragen war, geschöpft hätte.

Darum ist die Lehre der Alten, (wie wenig sie auch den meisten Menschen zu Sinne stehen mag), sehr empfehlenswerth: Jeden Besitz, Gutes wie Schlimmes, angenehme wie traurige Verhältnisse, kurz alles nur als ein Lehen des Schicksals, niemals als ein stetiges, unverlierbares Eigenthum zu betrachten, denn wie der Wanderer in der Herberge, in welcher er auf seiner Reise nur eine kurze Zeit verweilt, hat der Mensch nur den Niesbrauch der Dinge, aber kein Eigenthumsrecht.

Auf diesen Umstand stützten auch die alten Stoiker ihre Lehre:

„Sage niemals, du hast etwas verloren, sondern du hast etwas zurückgegeben. An wem, ist gleichgiltig —“

eine Weisung, deren Befolgung allerdings schon keinen geringen Grad von Seelenkraft und philosophischer Selbstbeherrschung voraussetzt.

Niemand mag wohl das Gesetz der Vergänglichkeit und seine Anschauungsweise kürzer und treffender bezeichnet haben, als der alte, ewig wahre Homer in den einfachen Worten seiner Illiade:

„Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
„Wieder der knospende Wald, wenn neu auflebet der Frühling —
„So der Menschen Geschlecht!" —

Es gibt für wahr kein treffenderes Gleichniß.

Wie die Blätter eines Baumes, keines dem anderen gleich, wohl aber nach ihrer Stammeseigenthümlichkeit einander ähnlich an Farbe, Gestalt und Eigenschaft, verschiedenen Gruppen angehörig, bald hoch oben, bald tief unten hängend ꝛc., ereilt sie doch alle das nämliche Schicksal — sie welken, fallen ab, andere keimen nach — — —

Blätter ist auch all' unser Besitz, großer wie kleiner,

„Blätter alles, was so laut schreit, um sich Glauben zu verschaffen, was so hohes Lob zu spenden, oder so zu verfluchen, oder nur so in's Geheim zu tadeln oder zu spotten beliebt; Blätter auch, die deinen Ruhm verkünden sollen. Denn um die Frühlingszeit kommt alles hervor, dann kommt der Herbstwind und wirft wieder alles zu Boden, damit Anderes an seine Stelle trete. Das Momentane ist der Charakter aller Dinge. Du aber fliehst und verfolgst alles, als sollte es ewig dauern!"—

Das ist allerdings für diejenigen, welche den Werth und den Genuß ihres Lebens ausschließlich in den Besitz und den Genuß der äußern Lebensgüter setzen, eine wenig tröstliche Anschauung, um so mehr aber erkräftigt sie den Muth des Klagenden, erhebt den Menschen über das Niveau gewöhnlicher Beurtheilung, wenn sie ihm klar macht, welch' ein Widerspruch darin liegt:

„zu wissen, daß alles Natürliche bestimmt ist, sich zu verändern, und dann, wenn eine solche Aenderung wirklich eintritt, sich darüber zu verwundern und zu betrüben!“ — So wie in der physischen Welt alles dem zerstörenden Einflusse der Zeit und dem unerbittlichen Gesetze der Wandlung unterliegt, so erbleichen auch in der geistigen die Dinge.

Namen und Thatsachen, der Mittel ihrer Erhaltung durch Schriften und Denkmale beraubt, schwinden allmählig in dem Gedächtnisse der Menschen und verlieren sich allmählig in den Nebel der Sage. Wie viele Hunderte der mächtigsten Fürsten und Gewalthaber, wie viele Millionen von Menschen mögen in jenen Ländern gelebt haben, von denen keine Kunde vermittelt werden konnte, und darum der Geschichtsforschung unerreichbar blieben. Und wo auch noch einige Anhaltspunkte vorhanden sind, welch' ein Geist der Vergangenheit und der Zerstörung weht um die dürftigen Denkmale jener

untergegangenen Völker aus den wenigen Trümmern ihrer versunkenen Städte!

Wo sind all' jene mächtigen Herrscher Asiens, jene Pharaonen Aegyptens, wo alle die Eroberer, Helden und Staatsmänner und Würdenträger der alten bis herunter auf unsere Zeit hingekommen? Wo sind sie,

„die so hoch herabgeblickt haben, vor deren Zorn Tausende erzitterten, wo überhaupt die Millionen von Essern, Trinkern, Schlafern und Erzeugern oder was sie sonst gemacht haben, die sich groß machten, aufblähten, andere Menschen für ihre so oft eitlen, nichtsnutzigen Zwecke quälten, vor Kurzem — wem haben sie gedient und um welchen Preis? Und die Lebenden — in einer kleinen Spanne Zeit — wo werden sie dann seyn?" —

Das alles geht vor dem inneren Auge des philosophischen Denkers in seiner Nichtigkeit vorüber und lehrt ihn den Werth der Dinge richtiger schätzen, d. i. auf ihr richtiges Maaß

zurückführen und — Versöhnung mit seinem eigenen Schicksale, dem winzigen Bruchtheile des gesammten Großen.*)

Aber im höchsten Grade deprimirend wären diese Anschauungen, und vor ihren eisigem Hauche würde jede Blüthe des Geistes, des forschenden Gedankens, der Kunst welken, jedes

*) Eine solche Reflexion hat unser vortrefflicher, tiefgemüthlicher Dichter Emanuel Geibel in seinem schönen Gedichte „Auf den Ruinen der Akropolis zu Athen" niedergelegt:

Bei euch, ihr hohen Säulen, laßt mich weilen,
Ihr stummen Zeugen wechselvoller Tage,
Und laßt sich mein Gemüth ergeh'n in Klage,
Daß nichts entrinnen mag des Schicksals Pfeilen.

Die Zeit des Glanzes saht ihr schnell enteilen,
Und was ihr dann geschaut, war eitel Plage,
Kaum les' ich noch die tausendjähr'ge Sage
Des Ruhm's auf euren unterbroch'nen Zeilen!

Es will das Herz mir schauerlich bewegen,
Wenn ich betrachte solche Weltgeschicke,
Wie hier das frei'ste Volk dem Fluch erlegen.

Und wenn ich dann in meine Seele blicke,
Scheint mir der eig'ne Schmerz so klein dagegen,
Daß ich ihn lächelnd in der Brust erstickce! —

moralische Gesetz zusammensinken, wollte sie der Mensch allein zum Maaßstabe seiner Beurtheilung machen und seine Handlungen darnach einrichten.

Die Ueberzeugung von der naturgesetzlichen Vergänglichkeit der Dinge kann gut neben dem Vorsatze bestehen, in der Spanne Zeit, in der der Mensch lebt, eine tüchtige Gesinnung zu hegen, unbiegsame Rechtschaffenheit in seinen Handlungen zu beobachten, sein Leben zum Besten Anderer anzuwenden, sich an dem vorhandenen Schönen zu erfreuen, und jede Blüthe der Kunst und Wissenschaft als eben so viele willkommene Bildungsmittel zu begrüßen.

Es lebt auch in edleren geistigen Naturen ein wohlthuendes Gefühl der Befriedigung in solcher Lebensweise, ein ganz eigener Drang nach solchen Erkenntnissen, wenn sie auch von ihrem Standpunkte aus der Nichtigkeit, Unzulänglichkeit und Vergänglichkeit menschlicher Bestrebungen sich sehr wohl bewußt sind.

Es ist der Gotteshauch in unserer Brust! —

X.

Höhere Anschauung der Dinge überhaupt und deren stoische Beurtheilung.

Werfen wir nun einen Blick auf jene Anschauungsweise zurück, die uns lehrt, vor Allem jedes Erlebniß, alles, was an uns herantritt, in die beiden Klassen einzutheilen:

Was steht in unserer Gewalt?

Was steht als eine äußere Wirkung nicht in unserer Gewalt?

die uns deutlich macht, daß nur dasjenige ein Unglück, eine Widerwärtigkeit für uns ist, was wir selber dafür halten, die uns bei jeder Erscheinung nach ihrem veranlassenden Grunde zu fragen gewöhnt,*) und uns durch

---

*) Nach dem Warum? der Dinge. Es mag wohl keine bessere Manier angewendet werden, sowohl die Eigenthümlichkeiten und Handlungen der Menschen zu erklären, als auch im Allgemeinen von dem Wesen der Dinge und ihrem Zusammenhange einen möglichst klaren Begriff zu erhalten, als eben,

die erkannten Ursachen eine gesetzmäßige wohlgeordnete Gliederung und Aufeinanderfolge der Dinge im Großen wie im Kleinen zu erkennen gibt, erwägen wir ferner, welche gewichtige Waffen gegen die Aufregungen des Gefühls, die Lehren einer gesunden, kräftigen Lebensphilosophie verschaffen,

„welche wir, wie die Aerzte zu raschen Kuren ihre Heilmittel und Instrumente, stets in Bereitschaft halten sollten" —

bedenken wir weiters (um mit Marc Aurel zu sprechen), „wie alles, was ist und geschieht, so schnell wieder hinweggeführt wird und entschlüpft, wie nichtig jeder Nachklang unseres

---

zuerst die zunächst liegenden Ursachen hievon, dann die entfernteren Einwirkungen auf diese u. s. w. zu untersuchen, und so die gegenwärtige Sachlage durch die Geschichte ihrer Vergangenheit zu erläutern.

Aus dem Ergebnisse einer vorurtheilsfreien Untersuchung des Warum wird uns manches erklärlich, was uns anfangs räthselhaft erschien — namentlich Charakter und Benehmen der Menschen.

Thuns, unter welchen veränderlichen Einfluß jede Meinung steht, die sich über uns bildet, und wie klein nun wieder der Kreis, gegenüber der ungeheueren Ausdehnung des Weltalls, ist, wo von uns überhaupt die Rede seyn kann, wie unabläßig Eines das Andere in der Welt hinausdrängt, wie die ganze Materie ein ewig bewegter Strom, eine fortwährende Kette ewiger Verwandlungen ist, wie jedes einzelne *gegenwärtig* existirende Wesen, gleichsam schon wieder als der Same, der Keim eines *zukünftigen* erscheint —" so muß der Ueberblick über das alles den ruhig denkenden, erwägenden Beobachter der Menschen und der Dinge zu jenem Grade von Stoicismus und mit ihm auf eine Höhe der Beurtheilung führen, zu welcher die Brandung gewöhnlicher Schicksalswogen kaum mehr noch hinaufreicht, und von welcher derselbe nur noch mit einem Lächeln des Mitleids auf das armselige Getriebe der Menschen, auf ihre „Riesenpläne und Ameisensorgen" herabblickt.

Das ist nun freilich das erreichte Ziel, zu welchem allerdings nur jene wenigen Menschen gelangen, die mit großen Ziffern zu rechnen gewohnt sind, einen höheren überschaulichen Standpunkt ihrer Betrachtung des Weltganzen einnehmen, zu welchen die Mehrheit der Menschen nicht gelangt, weil es ihnen an Kraft und mit dieser an Muth gebricht, diese steile Höhe zu erklimmen, zu welcher die Emanzipation des Gedankens einerseits und Resignation anderseits allein den Weg zeigt.

Aber gleichsam wie auf einem mühsamen Steige im Gebirge, der sich noch lange aufwärts zum Gipfel windet, „wo die reinen Lüfte wehen," doch schon bereits sich überraschende Fernsichten und Durchblicke in das Thal zeigen, in welchem der Wanderer die Wohnungen der Menschen und alle anderen Gegenstände nur noch winzig klein erblickt, und diese ungewohnte Anschauung die Mühe des harten Felsenweges belohnt, so lohnt sich auch schon der Versuch, auf die treue aber

allerdings unerbittlich vorwärts drängende Führung reiner objektiver Vernunft-Anschauung gestützt, die Höhen philosophischer Erkenntniß zu ersteigen.

Haben wir unter zehn Fällen auch nur ein einzigesmal derselben Gehör geschenkt und unsere Leidenschaft besiegt, indem wir, eingedenk ihrer Lehren, mit Gelassenheit gesprochen, mit Ruhe geurtheilt, unsere Haltung behauptet — welch' ein Gewinn, welche moralische Eroberung, die nicht allein guten materiellen Erfolg für uns haben wird, sondern auch unsere sittliche Kraft für einen zweiten derartigen Fall erhöht, denn

> „je öfter wir die harmonische Stimmung unserer Seele wieder zu gewinnen wissen, desto fähiger werden wir werden, sie immer zu behaupten."

Die Uebung darin macht endlich, wie bei allen Dingen, auch hier den Meister.

Es gibt eben kein besseres Mittel, uns der Herrschaft der Dinge über uns, die zumeist unsere Seelenruhe stört, zu entziehen, als die

Herrschaft gewinnen über sie, durch die Schärfe des Gedankens und — Resignation.

Die Zufriedenheit mit dem Leben, sagt ein alter Schriftsteller mit Recht, erfordert entweder den Ueberfluß oder die Entbehrung vieler Dinge.

Dieses gilt zumeist, wie schon früher erörtert worden,

a) in Bezug auf den so ungleich ausgetheilten Besitz der sogenannten Glücksgüter, welche den Guten wie den Schlimmen (können sie doch Eigenthum jedes Nichtswürdigen werden) ohne Unterschied zu Theil werden;

b) in Bezug auf jene Schicksalsfügungen, welche schwer auf den Schultern des Uneingeweihten, des geistig Waffenlosen lasten und ihn mit Furcht und Schmerz erfüllen, weil er vergißt, „daß die Welt auf dem Wechsel, das Leben auf der Meinung beruht," und weil er den Dingen mehr Werth beilegt, als sie haben und verdienen, während doch ihre Schätzung ganz und gar in seiner Gewalt steht;

c) es gilt endlich in Bezug auf die so Manchen folternden Gefühle des Ehrgeizes, der mangelnden Macht des Ranges, des Ansehens, des Ruhmes u. s. w., bezüglich dessen man immer bedenken sollte, wie nichtig, wie vergänglich alles das ist, was im Leben am meisten geschätzt ist, wie in Kürze der Reiche wie der Arme, der Hohe wie der Niedere, der Verfolger wie der Verfolgte, der Belobte und Gerühmte wie derjenige, der gelobt und gerühmt hat — Staub und Asche seyn wird.*)

Es ist ein stoischer Gedanke, und vielleicht der einzige verzeihliche Stolz, mit der ganzen Kraft sittlichen Selbstbewußtseyns den Schlägen des Schicksals entgegen zu treten und zu sprechen:

---

*) Der Beifall, den unser Bewußtseyn unserem Handeln zollt, genügt demjenigen vollkommen, der eingesehen, wie eitel das Berühmtseyn in einer Welt ist, in der Neid und Mißgunst sich fort und fort an die Ferse des Verdienstes hängt.

Jedem hätte dieses Unglück begegnen können, aber nicht jeder hat des Glückes sich zu freuen, es mit edlem Muth, mit solcher Würde zu ertragen,

denn nicht was, sondern wie man es erträgt, sagte der alte Seneka, darauf kommt es an.

Dabei ist es eine sehr ermuthigende Hilfe, sich allein jene großen, herrlichen Männer in's Gedächtniß zurückzurufen, die vor uns gelebt, und mit edler Resignation, mit standhaftem Muthe und hoher Selbstverläugnung ihr oft grausames Geschick ertrugen, das ihnen nicht selten die Bosheit oder die Dummheit der Menschen bereitete. *)

*) Man sollte sich überhaupt auch für die Behandlung der gewöhnlichen Tagesvorkommnisse immer irgend einen braven, tüchtigen, geistvollen Mann, den wir vor allen andern schätzen und hochachten, als stillen unsichtbaren Zeugen unserer Handlungen vorstellen, in dessen Gegenwart wir vielleicht nicht wagen würden, so zu thun oder zu sprechen, wie wir es eben jetzt thun — also ihn stets als einen moralischen Wächter citiren.

Mit solchen Gedanken die Seele sättigen, das verschafft den Dingen gegenüber, welche von Außen kommen, ein unerschütterliches Herz; fügen wir in denen, die von uns abhängen, ein rechtschaffenes hinzu, so haben wir die beste Hilfe, welche die Philosophie und das Selbstbewußtseyn dem Menschen zu bieten vermag, die kurze Spanne Zeit unseres Erdendaseyns mit Anstand hinter sich zu bringen.

XI.

Rückwirkung auf die Handlungen.

Es wird das Gesetz der Kausalität auch hierin seine Herrschaft üben, daß die hiedurch bedingten Anschauungsweisen, zu feststehenden Grundsätzen gemacht, wohlthätig auf die Handlungen des Menschen einwirken.

Wer sich einen allgemeinen Ueberblick über das Leben und Treiben der Menschen, die Einrichtungen und Verhältnisse des Erdendaseyns

mit allen seinen moralischen und materiellen Gebrechen, Fehlern und Nothzuständen verschafft hat, und das Heer von Uebeln und Lastern kennt, unter dessen Druck die größte Mehrzahl der Menschen seufzt, und hiebei ein rechtschaffenes, wohlwollendes Herz verbindet, der wird die große Summe dieser Uebel nicht auch noch durch seine schlimme Handlungsweise vermehren, seinen Nebenmenschen drücken, verfolgen, seines Eigenthums berauben oder sonst beschädigen wollen, nicht die momentane Präpotenz, welche ihm sein zufälliger Besitz, Rang, Einfluß, seine Geburt und Stellung verschafft hat, zur Kränkung, Beleidigung oder sonst übler Behandlung eines Andern benützen, und ihm so in unedler Weise das ohnehin schon so schwer belastete Leben noch mehr verbittern und erschweren, eingedenk der schnell heranrückenden Zeit, wo der ausgleichende Tod jede Differenz der Meinung, des Ranges, des Besitzes endet, und beiden gleichen Werth ertheilt. —

Da, am Ende des Lebens beim großen Abschiede, wird so Mancher anders denken, das Leben anders anschauen, vielem ein nun williges Ohr leihen, das er niemals hören wollte, und vielleicht viel — bereuen.

Es steht aber Jedem frei, schon jetzt, so darüber zu denken und darnach zu handeln.

Darum ist es gut und dem Festhalten guter Vorsätze am förderlichsten, bei jeder Handlung zu denken: sie ist vielleicht die letzte meines Lebens! Wie schnell und unvermuthet kommt vielleicht jene ernste Stunde! Werde ich am Todbette mich dieser Handlung ohne Reue, mit Selbstbefriedigung erinnern, werde ich da wünschen, so gehandelt zu haben.

Diese Vorstellung, täglich vor Augen, äußert ihre sicheren Wirkungen auf eine humane Auffassung und Behandlung der Dinge und Menschen und schützt vor Reue.

Darum sei hülfreich und gut bei allen Handlungen, bei allen Gelegenheiten auch gegen Menschen, die es vielleicht nicht verdienen.

Das Andenken an eine gute That ist das beste, das schönste Bewußtsein in deiner Sterbestunde, der Trost, rechtschaffen gehandelt zu haben, gewiß ein weit besserer und kräftiger wirkender, als ihn dir irgend ein Mensch geben kann.

Rechtschaffenheit schafft das Rechte alle Zeit, ihre Mutter ist die Gerechtigkeit, welche uns die einfache Lehre gibt:

Füge Anderen niemals zu, was du selber nicht leiden willst.

Das soll unser erster und oberster Grundsatz seyn; dieser ein ganzes Leben treu befolgt, wird in jener ernsten Stunde eine ruhige friedliche Stimmung, ein wunderbar stärkendes Gefühl des reinen Selbstbewußtseins zu Folge haben, während Andere vor Furcht und in der Qual ängstigender Gewissensbisse zittern werden, welche vielleicht noch vor nicht gar langer Zeit Andere zittern gemacht hatten.

Aber auch noch ein anderes edleres, aus einer höheren Auffassung entnommenes Motiv

bietet sich dem denkenden Menschen für die Wahl seiner Handlungsweise: die Erkenntniß, daß sein ganzes Erdenleben nicht ausschließlicher Zweck seiner Existenz überhaupt, sondern als eine Uebergangsperiode für sein eigentliches, erst nach seinem Tode beginnendes, edleres, höheres Leben zu betrachten ist.

Wenn der Mensch sich selber als einen Geist, als ein Wesen höherer Abstammung betrachtet, der nur auf eine kurze Zeit in diese Körperhülle gebannt ist, so wird mit diesem Gedanken das Gefühl seiner Menschen-Würde in vollster Stärke erwachen, er wird eine weit anständigere Haltung beobachten, weit besser — edler handeln — sich selber hochachten.

Dieser Gedanke und ein öfterer Aufblick zu der stillen aber großartigen Pracht des Sternen-Himmels — seiner eigentlichen Heimath — wird ihn sicher bewahren, oder läutern und reinigen von — dem Schmutze des Erdenlebens! —

Leichter trägt sich mit diesen belebenden Hochgefühlen jede Bürde des Lebens; leicht athmet die nicht von Reue-Gefühlen beschwerte Brust, wenn der Mensch frei und offen auf seinen zurückgelegten Lebensweg mit dem ruhigen Bewußtsein zurückblicken kann: Ich hatte zwar auch meine Fehler und Gebrechen, wie jeder andere Mensch; allein ich habe niemals unedel gehandelt, es folgt einstmals meinem Sarge kein Fluch eines durch mich zerstörten Lebensglückes, wohl aber vielleicht die Thräne eines dankbaren Menschen.

Es ist genug, wie Lessing sagt, wenn wir um des Guten willen, das wir gethan, Verzeihung für unsere Fehler verdienen.

XII.

Furcht vor dem Tode.

Ungegründetheit desselben.

Die Empfehlung im vorhergehenden Abschnitte, alle Handlungen stets wie Einer zu

unternehmen, der im Begriffe ist, das Leben zu verlassen, führt uns auf ein Kapitel, das vielleicht mehr als alles andere das Gefühls-Leben des Menschen beschäftigt und gleich interessant sowohl für den Psychologen als dem Phisiologen ist, auf die in jeder Menschenbrust sich geltend machende Furcht vor dem Tode.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß Niemand gerne das Leben verläßt, selbst diejenigen nicht, denen dasselbe durch Schicksalsschläge, üble Verhältnisse, hinfälliges Alter, Noth und Mangel u. s. w. doch wahrlich nicht angenehm geworden ist. Alle Wünsche, welche auf Befreiung von der Last solcher Verhältnisse durch den Tod lauten und meistens nur in Augenblicken der höchsten Aufregung ausgesprochen werden, reduziren sich eigentlich auf den Wunsch, von dem Uebel, nicht aber vom Dasein befreit zu werden, denn sobald die Ursache einer solchen Klage ver-

schwindet, lebt sogleich die Lebenslust in voller Stärke auf. *)

Die Macht der Gewohnheit, die Trennung von lieben Angehörigen und Freunden, vor allen aber die Ungewißheit des uns zu erwartenden Schicksals, macht den Gedanken an den Tod furchtbar.

Hier ruhen nun unsere Ueberzeugungen lediglich auf dem Fundament des Religionsglaubens; jedes hierüber bestimmtes Wissen aber bleibt dem Sterblichen versagt.

Wenn nun gleichwohl sehr viele Menschen sich hierüber weniger beunruhigen, da sie einerseits eben in ihrem Glauben, in ihrer von Kindheit an tief gewurzelten religiösen Ueberzeugung, in ihrem Gott-Vertrauen Gründe

*) Hieher gehört die Anekdote, welche man sich von dem griechischen Weltweisen Antisthenes erzählt. Dieser lag krank und seufzte nach Befreiung aus diesem Zustande. Diogenes reichte ihm schweigend einen Dolch. Von den Schmerzen! rief der Kranke, nicht von dem Leben!

genug haben, an die Stunde ihres Hinscheidens freudige Hoffnungen zu knüpfen und ihnen andererseits schon das geringste Nachdenken über das unausbleibliche, täglich vor ihren Augen sich erfüllende Naturgesetz der Endlichkeit alles Lebenden sagen muß, daß sie von dieser sogar wohlthätigen Bedingung des Erden-Daseins *) doch offenbar nicht allein unberührt

*) Der Mensch muß sich doch vernünftiger Weise fragen, was bei der, nach gewissen Jahren nun einmal unausbleiblichen Abnahme seiner Lebenskräfte, also der stets wachsenden Hinfälligkeit des Alters, abgesehen von dem fortwährenden Kampfe mit den Lebens-Verhältnissen um seine Existenz, er denn eigentlich mit dem Wunsche: nicht zu sterben, wolle, und wie lange die Erhaltung eines Lebens dauern solle, welches ihm bei der allmähligen Abschwächung aller physischen Funktionen und der damit verbundenen Rückwirkung auf die geistige Thätigkeit, einen Lebensgenuß um den andern erst schmälert und zuletzt ganz versagt? ob er nicht sogar für die Bestimmung der Natur noch dankbar seyn müsse, daß eine Zeit eintritt, welche ihn von einem solchen sicher nicht neidenswerthen Zustande erlöst? Gewiß wäre

bleiben können, so hegen sie zunächst dennoch die größte Furcht nicht sowohl vor dem Tode als vor der Operation des Sterbens.

Die Unbegründetheit dieser Furcht hat der berühmte Arzt Hufeland in sehr überzeugender Weise nachzuweisen versucht, indem er aufmerksam machte, daß der Mensch keine Empfindung des Sterbens, kein Gefühl vor dem Aufhören seiner Lebenskraft haben könne, weil diese es ja eben sei, wodurch die Seele ihren Körper empfindet; in dem Maaße also, als die Lebenskraft entschwindet, muß sich auch die Empfindung, d. i. das Gefühl des Lebens verlieren, mit andern Worten, der Mensch könne den Tod — dieses Aufhören aller Empfindung — nicht fühlen, weil das Aufhören des Gefühls eben der Tod selber sei, und unbewußt, wie wir in's Leben traten, eben so unbewußt treten wir auch wieder hinaus.

---

eine drei- oder vierfache Lebensdauer, nach welcher übrigens der Tod dennoch eintreten müßte, ein nichts weniger als wünschenswerthes Privilegium der Gottheit.

Das Nämliche sagten schon die Alten, nur wie gewöhnlich mit kürzeren aber schlagenden Worten.

So lange wir (noch) sind, ist der Tod nicht, und ist der Tod da, sind wir nicht mehr.

Nach Marc Aurels Ansicht fürchtet also wer sich vor dem Tode fürchtet, „entweder das „Erlöschen jeglicher Empfindung, oder einen „Wechsel des Empfindens. Aber wenn man „gar nichts mehr fühlt, ist auch ein Schmerz „nicht mehr möglich. Erhalten wir aber ein „anderes Fühlen, so werden wir andere Wesen, „hören also nicht auf zu leben.“

Dem gebildeten denkenden Menschen wird die Beschäftigung mit diesem Gedanken keine neue, und gerade die Betrachtungen, die sich an dieses unvermeidliche Schicksal aller Geschöpfe, an die Beziehung des gegenwärtigen auf das zukünftige Leben und an die Frage nach dem Endzweck eines solchen abgelaufenen Lebens-Prozesses knüpfen, weit interessanter

seyn, als die Kenntniß von der Beschaffenheit des schmalen Steges, welcher uns aus dem gegenwärtigen in das zukünftige Leben führt.

Und hier nun erweisen sich, abgesehen von den tröstenden Ueberzeugungen, welche die Religion zu bieten vermag, die stoischen Anschauungen unserer alten Philosophen als tröstende Anhaltspunkte brauchbar:

Vor Allem mahnen sie, sich die Dinge genau anzusehen, von welchen man sich trennen muß. Da wird man denn gar bald einsehen, daß ein Leben, dessen größere Hälfte aus meist nur unangenehmen Empfindungen, aus der Erkenntniß des eigentlichen Unwerthes jener Dinge besteht, die man früher für werthvoll gehalten, ein Dasein, das einen ewigen Ringkampf um die Mittel zur Existenz, eine immerwährende Jagd nach Besitz und Genuß, begleitet von dem ganzen Trosse der Lüge, Heuchelei, Prunk, Stolz, Tand und Flitter — eine unerquickliche entmuthigende Enttäuschung an dem Charakter des Menschen, (die nach Umständen

einen wahrhaft moralischen Ekel erzeugen kann) in sich schließt, — unmöglich für den denkenden Menschen eine so große Anziehungskraft haben kann, daß er, angesichts dieser Erfahrungen, abgesehen von den Mühen und Plackereien, die ihm sein alternder hinfällig werdender Körper auflädet, nicht schließlich die Ueberzeugung Epikur's gewinnen sollte, daß — nicht zu leben, wahrlich kein Unglück sei! —

Erwägt man ferner, daß der letzte Trost, welchen ein strebsamer Mensch in den zunehmenden Lebensjahren noch in seinen geistigen Genüssen, sei es nun in dem Betriebe irgend einer Wissenschaft, in den Genüssen der Kunst, oder in irgend einer andern geistigen Beschäftigung zu finden und festzuhalten hofft, ebenfalls eine problematische ist, weil er nicht wissen kann, ob die Rezeptivität seiner Geisteskräfte, die Fähigkeit zum Denken und zur Verständniß der Dinge sich im höheren Alter, in dem bisherigen Grade auch erhalten werde, so kann man die Frage Plato's:

„Wem hoher Sinn und Einsicht in die „Zeiten und in das Wesen der Dinge ver„liehen ward — glaubst du, daß der das „menschliche Leben für etwas Großes halten „kann?“

und seine Antwort:

„Unmöglich kann er's — nun und eben so „unmöglich ist's, daß der den Tod für etwas „Furchtbares hält!“

nur vollkommen gerechtfertigt finden.

Aus dieser Erkenntniß der Nichtigkeit seines Erdendaseins, verbunden mit einem vorwurfsfreien Rückblick, entspringt daher für den Weisen die Ruhe und der hohe Muth, mit welchem er dem Ende seiner Tage entgegensieht.

Mit derselben Entschiedenheit, mit der er den Inhalt des irdischen Lebens erkannt hat, denkt er sich auch den hierauf folgenden Zustand. Abgesehen von dem gerade hierin auffallenderweise übereinstimmenden Glauben fast aller Völker der Erde (wie schroff dieser auch sich in allen andern Stücken gegenüberstehen mag)

oder was hierüber als persönliche Ueberzeugung in dem religiösen Glauben und Bewußtsein des Einzelnen wurzelt, liegt schon allein in dem eben so merkwürdigen als geheimnißvollen Drang der Menschenseele nach Wissen und höherer Erkenntniß, der gewiß nicht ohne Absicht in unsere Brust gepflanzt ist, eine Bürgschaft, daß diesem Drange, diesem stillen aber gläubigen Hoffen des Gemüthes Rechnung getragen und Befriedigung gewährt werden wird, weil die ewig wahre, treue, sich niemals widersprechende Natur keine Ahnungen, keine Bedürfnisse erregen kann, deren Erfüllung ihr unmöglich wäre.

Aber auch schon die durch wissenschaftliche Beobachtung hergestellte Thatsache:

daß nichts auf der Erde zu Grunde geht, d. i. der völligen Vernichtung anheimfällt,*) sondern nur die For-

*) Das träfe zunächst allerdings nur das Körperliche. Allein wenn der Geist des Menschen offenbar nicht außer der Natur gedacht werden kann, so

men *wechselt*, ist allein hinreichend, den Glauben an eine Fortdauer für den Menschen aufrecht zu erhalten, indem er aus dieser Erkenntniß die Folgerung ziehen kann, er werde als ein Geschöpf innerhalb der nach ewig unwandelbaren Gesetzen schaffenden Natur sicher nicht die *einzige* Ausnahme von diesem Gesetze seyn, und es werde also auch für ihn eine neue *Form*, ein neuer Zustand eintreten.

---

müssen ihre Gesetze *auch auf ihn* anwendbar und darum seine Fortdauer verbürgt seyn.

Ueber das *Wie* nun kann kein Sterblicher Aufschluß geben und gehört die Antwort lediglich nur auf das Gebiet des Glaubens.

Ein anderes ist es mit der behaupteten Thatsache der Unvernichtbarkeit der Körper. Diese bestätigt zunächst die Chemie als Wissenschaft, welche sogar in den bestimmten stöchiometrischen Mischungs- und Gewichtsverhältnissen die feststehenden Gesetze der Natur erkannt hat, unter welchen sich alle Körper in ihre Elemente auflösen, und zu andern wieder vereinigen. Jedes Lehrbuch der Chemie gibt hierüber völlige Klarheit.

Das Leben verspricht demnach erst nach Vollendung des irdischen Daseins anzufangen interessant zu werden, ein Gedanke, der übrigens ebenso alt als weit verbreitet ist und mit jener eigenthümlichen immer geheimen Mahnung in der Menschenbrust harmonirt, welche bei vielen Millionen zur feststehenden moralischen Ueberzeugung geworden, diese durch das Leben begleitet hat und sie im Tode zu trösten im Stande war. Der Weise wird mit Gelassenheit die Stunde der Belehrung hierüber abwarten und wenn er davon freudige Hoffnungen hegt, sich ihrer Erfüllung durch seinen Lebenswandel vor seinem eigenen Bewußtsein — würdig erhalten. *)

*) Eine sehr merkwürdige Beobachtung über das Mortalitäts-Verhältniß der gesammten Bevölkerung des Erdballs führt auf einen eigenthümlichen überschaulichen Standpunkt.

Wenn man nach den neueren statistischen Erhebungen die Anzahl aller auf der Erde lebenden Menschen auf circa 1250 Millionen und die durchschnittliche

XIII.

Geisteskraft und Seelenruhe.

In demselben Maaße als die Einrichtungen und Verhältnisse des Menschenlebens und der

---

Lebensdauer auf circa 40 Jahre*) anschlägt, so werden demnach alle Jahre in runder Summe 31 Millionen Menschen, jeden Monat also etwa 2½ Millionen, jeden Tag 86,000 Menschen, somit also jede Minute 60 Menschen geboren.

Erwägt man nun, daß nach allen Beobachtungen die Gesammt-Bevölkerung der Erde verhältnißmäßig nur langsam zugenommen hat, so mußte also eine verhältnißmäßig etwas geringere Anzahl Menschen in denselben Zeitraume sterben als geboren werden; somit stellt sich der bekannte Satz heraus, daß jede Sekunde ein Mensch geboren und nahezu jede Sekunde einer stirbt.

Der Ueberblick (auch nur eines Tages) dieser großartigen Bewegung von also etwa 86,000 entstehenden und nahezu eben so viel wieder vergehenden Menschenwesen (auf unserer Erde allein) ist ein wahrer Streifblick in die ungeheure Schöpfungskraft, in

*) Wird noch, der außerordentlichen Sterblichkeit der Kinder wegen, abgesehen von den gesteigerten Verlusten von Menschenleben durch Krieg und Krankheiten zu hoch gegriffen seyn.

geistigen Mittel, ihnen eine wenigstens erträgliche Anschauung abzugewinnen, vor das innere Auge des Denkers treten, hebt sich auch das Gefühl jener geistigen Präpotenz, jenes höheren Bewußtseins erstarkter Seelenkraft, welche mit den errungenen Schätzen der Erkenntniß, den Personen wie den Dingen gegenübertritt. Es ist der gebildete Geist, der Gottesfunke in der Menschenbrust, der seine ewige Berechtigung durch alle Zeiten und Generationen trägt, derselbe dynamische Hauch, der uns aus dem tiefsinnigen Gedanken eines wahren Kunstwerkes entgegen weht, das Flüstern des Genius, der

---

die große organische Werkstätte der Natur und wird dem denkenden Menschen, dem überwältigenden Gedanken solch ungeheuren Schaffens und Wiederzerstörens des Weltengeistes gegenüber, seine persönlichen Reflexionen über den eigeneu Tod bis zu einem so minutiösen Grad der Berechtigung herabdrücken, daß er nothwendig mit einer solchen großartigen Anschauungsweise auch die Kraft der Seele gewinnt, die Erfüllung dieses großen und unvermeidlichen Naturgesetzes an sich selber mit Gelassenheit zu erwarten.

den Künstler begeistert, dieselbe geistige Kraft, die uns durch die Wunder der stillen nächtlichen Sternenwelt mit einem Schwung der Begeisterung, mit einem Fluge der Phantasie trägt, der selber wunderbar ist.

Darum ist es eine Hauptaufgabe jedes nach höherer Bildung Strebenden, seine Seelenkräfte durch Lernen und Betrachtungen, durch den Genuß des Schönen, wo er es findet, durch kräftige belebende Lektüre ꝛc. ꝛc. ihrer höchst möglichsten Ausbildung entgegen zu führen.

Diese geistigen Eroberungen sind es, welche allein wahrhaft dauernd und unverlierbar sind, wenn jeder andere Besitz treulos von uns weicht, sie steigen besonders im Alter (die ungeschwächt erhaltene Geistes-Kraft vorausgesetzt), in jener sonst so unerquicklichen Periode des Lebens, im Werthe, wo sich Sinn und Neigung ändert, und von dem bunten Markte des Lebens und seinen oberflächlichen Unterhaltungen sich immermehr ab-, und dem Soliden, dem mehr Gehaltvollen zuwendet, wo die er-

worbene Einsicht in den Charakter der Dinge das Urtheil geschärft, den Geschmack geläutert, die Anforderungen überhaupt erhöht hat, und darum auch von den gewöhnlichen Anerbietungen des Tages nicht mehr befriedigt wird.

Darum hat man mit Recht die Güter des Geistes das beste Zehrgeld im Alter genannt und sie sind in der That um so mehr erstrebenswerth, als der Genuß aller andern, unverläßig und vorübergehend, meist nur auf den veränderlichen Eindruck des Augenblickes, den Reiz des wandelbaren Geschmackes beruht.

Beweis dafür ist, wie schnell die Gewohnheit, selbst das höchste anfängliche Vergnügen an irgend einen mit Begierde erfaßten Gegenstand abschwächt, sobald er längere Zeit in unserem Besitze oder Gebrauche war. Aber auch in anderer Weise stellt sich die günstige Rückwirkung erworbener höherer Geistesbildung heraus, nämlich in der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der Seele!

Von dem Lichtstrahle höherer Erkenntniß be-

leuchtet, erscheinen Dinge und Menschen in einem ganz anderen Lichte und besonders das Urtheil der Letzteren, das so viele beunruhigt.

Mit der Gewohnheit, nur für den Gott in der eigenen Brust zu leben, und ihm in stiller sinniger und würdiger Weise zu dienen, mit einer großartigen Anschauung der Welt im Ganzen und einem gewissen Ueberblick über die hauptsächlichsten Eigenschaften der Menschen-Natur, vermindert sich sehr die Lust, Jemanden einen prädominirenden Einfluß auf unser Denken und Handeln zuzugestehen, überhaupt eine Hilfe von Außen zu erwarten oder selbst nur zu bedürfen.

Die Kraft der eigenen Seele, die Berichtigung unserer Anschauungen nach dem Gesetze der Vernunft und dem Maßstabe unserer Erkenntniß davon, muß uns den Frieden und das Glück gewinnen oder erhalten;

„denn die Seele bestimmt sich einzig und allein nach dem Urtheil und

der Auffassung, zu der sie es bringen kann und gestaltet darnach die Dinge, welche vor ihr liegen.“

Nur ein Unwissender kann diese außer sich in die Seelen Anderer legen. —

„Steh’“ — heißt es — „nicht laß’ dich stellen.“

Aber es ist wohl zu beachten, daß diese Kraft der Seele, welche eine solche Selbstständigkeit erhalten soll, nicht durch den Zuwachs wissenschaftlicher Erkenntniß allein genährt, sondern auch durch ein ruhiges vorwurfsfreies, moralisches Selbstgefühl gestärkt wird. Die Unbefangenheit, mit welcher wir in das Auge jedes Mitmenschen blicken können, ist zunächst durch ein reines unbelastetes Gewissen bedingt und erzeugt jene Heiterkeit des Gemüthes, mit welcher wir den Personen wie den Sachen entgegen treten.

Fügen wir diesem noch das beseeligende Gefühl der Erinnerung an gute Thaten des Mitleids und der Menschenliebe, oder an edle Handlungen der Selbstverläugnung, der Verzeihung,

der Ausübung einer Wohlthat an einem Feind 2c. 2c. bei, wie freundlich und beruhigend liegt der Inhalt unserer Vergangenheit, wie tröstend und vertrauungsvoll die Aussicht auf die Zukunft vor unseren inneren Blicken!

Darum ist Geistesbildung, Rechtschaffenheit und Humanität das Dreigestirn am Himmel unseres Erdenlebens, dem wir unverrückten Auges als Führer unseres Weges folgen sollten. Es wird am schönsten am Spät-Abende unseres Lebens glänzen.

Schlußwort.

Wenn wir in dem Vorhergehenden den Versuch gemacht haben, dem Menschenleben und seinen Bedingungen durch eine gewisse Art der Anschauung in vielen Fällen eine erträglichere Auffassung abzugewinnen, um hiedurch die Fähigkeit zu erhalten, den Schattenseiten dieses Daseins mit der Kraft einer durch die Lehren der Philosophie erstarkten Seele zu begegnen, so ist schließlich noch ein kurzer allgemeiner Blick auf jene spekulativen Fragen und Forschungen zu werfen, welche sich bei der Beschäftigung mit höheren Dingen des Erkennens überhaupt, fast unwillkürlich dem Gedankengange anreiht.

Die Fragen über Gott, Welt, Unsterblichkeit, Zweck der Schöpfung, künftiges Leben 2c. 2c. scheinen bei jedem denkenden Menschen mit einer

gewissen Lebensperiode desselben unabweisbar einzutreten. Sie tauchen immer wieder, je nach der geistigen Konzeptionsfähigkeit des Individuums in verschiedenen Graden des Interesses, in längeren oder kürzeren Zeitperioden auf, treten nicht selten, in ungeschickter oder ungeeigneter Weise beantwortet, in mehr oder minder heftigen Zwiespalt mit dem erworbenen Unterricht, trüben dann mit Unruhe und Zweifel ein sonst friedliches Menschendaseyn und erzeugen sehr oft jene verwirrte unklare Lebensanschauung, welche bis zur äußersten Haltlosigkeit gesteigert, nicht selten den bösen Dämon einer Menschenbrust zu unheilvollen Werken weckt.

Es mag jedoch, den vielen sich widersprechenden und dennoch von jeder Seite mit der Versicherung völliger Wahrheit begleiteten Antworten gegenüber, die die Forschung aller Länder und Zeiten auf diese Fragen gegeben hat, ohne sie darum zu vollständiger Beruhigung und Zufriedenheit aller lösen zu können, wohl das Beste seyn, alle spekulativen Untersuch-

ungen und Forschungen, alle Anmaßungen des Wissens über den letzten Grund der Dinge, den zu erkennen wir in diesem Erdenleben offenbar nicht bestimmt sind, aufzugeben, uns den Verzicht hierauf ein für allemal definitiv festzusetzen, und uns lediglich nur an den Glauben zu halten. Dieser aber sei in der Vernunft begründet, er muß unsere besten Ueberzeugungen in sich schließen, und uns am Todbette zu beruhigen im Stande seyn.

Festhaltend an dem Glauben an eine Gottheit, der letzten Grundursache aller Erscheinungen, welche das Weltall nach ewig feststehenden aber unerforschlichen Gesetzen einem Zwecke entgegenführt, dessen Erkenntniß, wie wir hoffen, einst einen Theil unserer Seligkeit ausmachen wird, und an eine höhere Abstammung, eine edlerere Bestimmung als sie dieses Erdenleben in sich schließt, und den meisten Menschen zum Bewußtsein zu kommen scheint, sei es unsere

Aufgabe, nach diesem Glauben auch zu leben.

Das wirst du thun, wenn du deine Geistesfähigkeiten auszubilden strebst, dein Gewissen rein erhältst, Gerechtigkeit nach dem einfachen Satze des Christenthums übst, niemals Andern zuzufügen, was du selbst nicht leiden willst; wenn du, mild und wohlthätig, die Leiden deiner Mitgeschöpfe (auch der Thiere) zu mildern suchst, und dieses alles lediglich um des Guten willen, nicht aber darum vollbringst, weil dir dafür Belohnung versprochen wird.

So wirst du ein gebildeter, strengrechtlicher und dabei humaner Mensch seyn, so deinen Gott ehren, den du in der Brust trägst, und den Adel deiner Seele niemals durch schlechte oder unwürdige Handlungen entweihen.

Alles andere magst du jener höheren, für dich aber schlechterdings unerforschlichen Macht überlassen, die dich mit vielen Millionen anderen Menschen zum Leben gerufen und dich mit einem

Geiste begabt hat, der, mag er auch in jeder Beziehung räthselhaft und ungenügend seyn, die Grundursache all' der großartigen Erscheinungen zu erklären, die der prangende Weltbau vor deinem staunenden Auge entrollt, sich dennoch in dem Bewußtsein seines Daseins über alle diese Wunder, über alle diese großen körperlichen Natur-Erscheinungen erhebt, denen dieses Bewußtsein fehlt.

Ueberlasse jener unerforschlichen Grundursache dieser Erscheinungen, jener unsichtbaren, aber dennoch überall fühlbaren Macht, deren geheime Zwecke du eben so gut, wie jedes andere Geschöpf, durch dein Erdendasein erfüllst, die weitere Entwicklung der Dinge und deines eigenen Ich's, die kein Weiser der Erde jemals anders als auf dem Gebiet des Glaubens erklären konnte.

Dabei tröste dich der Gedanke, daß die Welt, sowohl als das Menschendasein, offenbar noch weitere und größere Zwecke haben müsse, als sie innerhalb der Schranken unseres jetzigen

Erkenntniß=Vermögens deutlich werden, weil ohne jene aus der Schöpfung und dem Entwicklungs=gange der Menschen, gar kein Sinn entziffert werden kann.

Wenn damit eigentlich so ziemlich der Cyklus der wesentlichsten Anschauungen abschließt, welche dem Zwecke dienlich sind, die Verhältnisse und Bedingungen unseres Daseins auch ohne die gewöhnlichen Mittel des Ueberflusses und des Genusses irdischer Privilegien sich annehmbar und erträglich zu machen, so erübrigt nur mehr auch noch jene geistige Präpotenz über sich selber zu gewinnen, welche Wissen und Erkennen mit einer Bescheidenheit zu vereinen weiß, in der sich eigentlich die gewonnene Ueberzeugung wider=spiegelt, wie wenig überhaupt der Mensch wissen kann.

Diese Erkenntniß wird den denkenden Men=schen zum Bewußtsein seiner eigenen Schwäche führen und im nur scheinbaren Widerspruche damit ihm dennoch Kraft genug verleihen, etwa

einem Spötter, der seine Philosophie verhöhnt und ihm vielleicht geradezu ins Gesicht sagt, daß er eigentlich nichts wisse, nach der Anweisung Epictet's zu antworten, d. i. ihm gelassen und ohne das Gefühl der Empfindlichkeit, im Gegentheile mit der eigenen Ueberzeugung menschlicher Unzulänglichkeit, zu erwidern, daß er vollkommen Recht habe.

Kann er das, meinte der Weltweise, dann solle er sich Glück wünschen, denn er habe damit den ersten Schritt in der Philosophie vorwärts gethan.

Auf solch' überschaulicher Höhe der Erkenntniß, der Beurtheilung menschlichen Wissens und der Würdigung irdischer Lebensverhältnisse überhaupt, wird der Ausspruch klar, den König Salomo schon vor nahezu 3000 Jahren gethan: es ist Alles eitel!

Der Weise mag zuletzt in jenem Ausspruche des persischen Dichters, den Saadi, der berühmte Lehrer morgenländischer Weisheit und

Moral, seinem Hauptwerke „Gulistan“ (d. i. Rosengarten) als Motto vorangesetzt hat, nur seine eigene Ueberzeugung finden:

Ist einer Welt Besitz für dich zerronnen
Sei nicht im Leid darüber: es ist nichts! —
Und hast du einer Welt Besitz gewonnen
Sei nicht erfreut darüber: es ist nichts! —
Vorüber geh'n die Schmerzen und die Wonnen
Geh' an der Welt vorüber: es ist nichts! —

Berichtigung.

Seite 29	Zeile 11	von oben lies: nun — statt: nur.	
„ 42	„ 8	von unten lies: und unmöglich, das abzuändern — statt: abändern zu wollen.	
„ 100	im Titel	lies: Ungegründetheit derselben — statt desselben.	

Berichtigung.

Seite 9 Zeile 11 von oben lies: wann — statt wenn.

„ 31 „ 6 von unten lies: uns [illegible] und ab- zuändern — statt [illegible] zu wollen.

„ 290 im Bild lies: [illegible] — statt [illegible].